Die Engel des Hauses.

Von

Paul Feval.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Die Engel des Hauses.

Zweiter Theil.

I.

Der Erebus.

Die Dunkelheit brach herein und die Bewohner von Duessant hatten es nicht mehr sehen können, wie der prächtige Dampfer sich in ein einfaches Segelboot verwandelte. Der Erebus lavirte träge durch die Klippen und Strömungen im Westen von Molène und steuerte so gut es ging der Rhede von Brest zu.

Die Sonne war längst am westlichen Horizont verschwunden und nur die Sterne glänzten an dem wolkenlosen Himmel.

Montalt, der in einen Halbschlummer versunken war, sah die Matrosen wie schwimmende Schatten vorüberschweben.

Plötzlich war es ihm, als ob einer dieser Schatten sich über die andern am Steuerbord erhob, um bald in der Dunkelheit zu verschwinden.

Ein dumpfes Geräusch ertönte im Wasser und zu gleicher Zeit hörte man den Ruf:

„Ein Mann über Bord!“

Andere Stimmen riefen:

„Der Bretagner! es ist der Bretagner!“

Montalt sprang von seinem Lager empor, gleich einem Leuen der Wüste, der plötzlich aus seinem Schlummer aufgeschreckt wird.

Noch ehe der Kapitain die in einem solchen Falle üblichen Befehle gegeben hatte, berührte Montalts Fuß schon das eiserne Geländer der Schanzverkleidung und im nächsten Augenblicke schlugen die Wellen über ihm zusammen.

Fast zu gleicher Zeit hörte man zwei andere Körper in's Wasser fallen: es waren Seid und sein schwarzer Kamerad, die ihrem Herrn nachgesprungen waren.

Bei der herrschenden Windstille kostete es wenig Mühe, das Schiff zum Stillstehen zu bringen, und kaum waren zwei Minuten vergangen, so hatte Montalt mit Hilfe seiner beiden Sklaven den bretagnischen Matrosen glücklich gerettet.

Der Kapitain reichte Montalt die Hand, um ihn beim Heraufsteigen zu unterstützen.

„Mylord,“ sagte er mit einem unverkennbaren Ausdruck von Rührung in seinem Gesicht, „schämen Sie sich Ihrer edlen und hochherzigen Regung? ... Sie sagten vorhin ...“

Der Nabob gebot mit einer kalten und unfreundlichen Geberde Stillschweigen, dann begab er sich in

seine Kajüte und befahl, den jungen Matrosen zu ihm zu führen.

Das Kabinet, welches der Nabob während der Ueberfahrt bewohnte, war mit einem fürstlichen Luxus ausgestattet. In einem mit Seidenstoff behangenen und nach asiatischer Sitte parfümirten niedlichen Salon lag eine schöne junge Frau auf weichen Kissen und schien in schmerzliche Gedanken vertieft zu sein. Bei Montalts Eintritt rief sie ein Lächeln auf ihre Lippen, das aber wider ihren Willen einen schwermüthigen Ausdruck hatte.

„Endlich!“ flüsterte sie leise, „ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen, Berry, und ich fühle mich unglücklich, wenn Du nicht bei mir bist!“

Montalt küßte sie auf die Stirn und sagte in kaltem Tone:

„Ich will allein sein, Mirza, entferne Dich einen Augenblick.“

Betrübt senkte sie den Kopf und that wie ihr geheißen.

Kaum hatte sie das Gemach verlassen, so führte Seïd den jungen Bretagner ein.

Dieser hatte seine durchnäßten Haare zurückgestrichen und man erkannte jetzt sein Gesicht, das eine große Jugend verrieth, obgleich es durch Kummer schon hager und blaß geworden war.

Es war eine sinnende, stolze Physiognomie, aus

der ein gerades, aber argwöhnisches Herz und gleichsam eine scheue Unkenntniß des Lebens sprach.

„Antworte mir aufrichtig oder gar nicht,“ sagte Montalt zu ihm, nachdem er Seïd durch einen Wink entfernt hatte. „Bist Du absichtlich in's Meer gesprungen?“

„Ja,“ antwortete der Bretagner mit erhobenem Kopfe und gesenktem Blicke.

Montalt betrachtete ihn mit wachsender Aufmerksamkeit und eine ungewöhnliche Theilnahme sprach aus seinen Augen. Es war, als ob lebhafte Erinnerungen in ihm erwachten.

„Du bist noch sehr jung für einen Lebensmüden,“ hob er endlich an.

„Ich bin über zwanzig Jahre alt,“ erwiderte der Matrose.

„Zwanzig Jahre?“ versetzte Montalt, als hätten diese Worte eine Beziehung zu seiner Vergangenheit. Dann fragte er weiter:

„Warum wolltest Du sterben?“

Der Bretagner antwortete nicht.

„Vielleicht weil Du arm bist?“ fuhr Montalt fort, dessen Stimme einen milden und fast väterlichen Ausdruck annahm.

Das Gesicht des Matrosen überzog sich mit dunkler Röthe.

„Sie haben mir das Leben gerettet ...“ sagte er,

als suchte er für sich selbst eine Entschuldigung dieser verletzenden Frage.

Da Montalt seine Frage nicht wiederholte, so antwortete der junge Mann endlich mit leiser Stimme:

„Deshalb nimmt man sich nicht das Leben!“

„Dies ist wahr,“ versetzte Montalt; „warum aber sonst? ...“

Der Matrose ließ abermals den Kopf auf die Brust sinken.

Montalt wartete einen Augenblick, dann fragte er wieder:

„Du bist aus der Bretagne?“

„Ja.“

„Man sagt, daß die Bretagner ihr Vaterland lieben, wie kommt es also, daß Du Dich auf einem britischen Schiffe befindest, da Frankreich erst seit Kurzem mit England Friede geschlossen hat?“

„Ich verließ meinen Vater, um dem Könige zu dienen,“ antwortete der Matrose diesmal ohne Zögern, „und ging als Seecadet an Bord einer Fregatte. Eines Tages aber beleidigte mich einer der Offiziere im Hafen von Brest und ich tödtete ihn.“

„Im Zweikampf?“

„Ich bin ein Edelmann.“

„Ah so, Sie sind ein Edelmann!“ entgegnete der Nabob, dessen freundliches Lächeln einen Anflug von Bitterkeit erhielt. „Ich bin nicht von Adel ... Sollte

Sie die Reue über einen begangenen Mord veranlaßt haben, sich das Leben zu nehmen?“

Der Bretagner schüttelte den Kopf.

„Sie wollen sich mir also nicht anvertrauen?“ fuhr Montalt fort; „dies steht Ihnen frei, aber eben so gut bin ich berechtigt, wie ein Vater mit Ihnen zu sprechen. Ich bin kein Freund Ihres Volks, junger Mann, aber Ihr Gesicht ist mir der Spiegel eines wackeren Herzens und Sie gefallen mir. In Ihrem Alter ist ein Unglück, so groß es auch sei, nicht unheilbar ... Sie müssen mir versprechen, sich nicht wieder an Ihrem Leben zu vergreifen.“

Der Bretagner richtete seinen Blick mit einem Ausdrucke von Dankbarkeit, die indessen noch nicht ganz frei von Mißtrauen war, auf Montalt, während er entgegnete:

„Seitdem ich meinen armen alten Vater verlassen, habe ich überall nur Gleichgiltigkeit und Härte gefunden. Ich danke Ihnen, Mylord, ich werde Sie nie vergessen und für Sie beten. Das Versprechen, welches Sie von mir verlangen, habe ich mir schon selbst gegeben... sein Leben anzutasten, ist eine feige und gottlose Handlung ... aber ich bin ein Christ und habe Muth.“

Montalt streckte unwillkürlich seine Hand aus, welche der junge Matrose ehrerbietig berührte.

Es entstand eine Pause. Die Rührung, welche sich in den Zügen des Nabob aussprach, verschwand

nach und nach, um der gleichgiltigen Kälte eines Mannes Raum zu geben, der nichts mehr glaubt und nichts mehr hofft.

„Ich war auch einmal zwanzig Jahre alt," sprach er endlich vor sich hin, ohne daran zu denken, daß seine Worte gehört wurden; „ich mußte viel leiden und wollte sterben ... aber auch ich war ein Christ und besaß Muth."

„O!" rief der Matrose mit Innigkeit, „ich bin überzeugt, daß Beides noch jetzt der Fall ist!"

Der Blick, den Montalt ihm zuwarf, ließ ihn diese Worte fast bereuen.

„Weiß ich es denn?" murmelte der Nabob in trocknem und kaltem Tone, der einen tiefen Kummer zu verbergen schien.

Dann fragte er plötzlich mit veränderter Stimme:

„Wie heißen Sie?"

„Vincenz."

„Und Ihr Familienname?"

Noch vor wenigen Sekunden würde der Matrose diese Frage vielleicht beantwortet haben; aber Montalts letzter Blick hatte seinen Argwohn von Neuem geweckt.

„Ich bin der Erste meiner Familie," erwiederte er, „der einem fremden Herrn gedient hat, und ich würde mich schämen, den Namen meines Vaters zu nennen."

„Es steht Jedermann frei," versetzte der Nabob, „einem Andren Vertrauen zu schenken oder nicht. Er-

lauben Sie mir nur noch eine Frage: kann ich etwas für Sie thun?"

Dies sprach er in einem so eisigen Tone, daß jeder Mensch von nur gewöhnlichem Ehrgefühl ihm eine abschlägige Antwort gegeben haben würde. Doch ohngeachtet seiner stolzen Mine war der junge Matrose einen Augenblick unschlüssig.

„Mylord," stammelte er endlich mit hochgeröthete Stirn und zu Boden gesenktem Blicke, „der Kapitain hat mir für meine Dienste während der Ueberfahrt von London nach Bordeaux und zurück sechs Pfund Sterling bezahlt. Ich habe gehört, daß das Schiff bei Brest anlegen wird ... und wenn ich dem Kapitain die sechs Pfund wiedererstatten könnte, so würde ich in meine Heimath zurückkehren, die ich vielleicht nicht hätte verlassen sollen."

Der Nabob wurde wieder heiter und reichte Vincenz mit allen Zeichen der aufrichtigsten Freude eine gefüllte Börse.

Vincenz, dessen Röthe immer dunkler wurde, nahm die Börse, welche etwa dreißig Sovereigns enthielt, und zählte sechs Stück davon ab.

„Wenn Sie mir sagen wollen, wohin Sie reisen," sagte er dann, „so werde ich diese Schuld so bald als möglich abtragen."

Montalt runzelte die Stirn, und da ihm Vincenz

fortwährend die Börse vorhielt, rief er endlich mit dem Fuße stampfend:

„Können Sie nicht das Ganze nehmen?“

„Wenn Sie es erlauben,“ erwiderte Vincenz, „will ich noch ein Pfund für die Reise mitnehmen.“

„Das Ganze sollen Sie nehmen!“ wiederholte der Nabob diesmal mit Heftigkeit.

„Nein,“ sagte Vincenz, indem er die Börse auf den Tisch legte, „so viel könnte ich Ihnen nicht zurückzahlen.“

Montalt ergriff die Börse und schleuderte sie durch ein Fenster in's Meer.

„Ja, ja, Sie sind ein Bretagner und von Adel, Herr Vincenz!“ rief er in spöttischem Tone. „Ich erkenne Sie als einen solchen, obgleich ich seit vielen Jahren keinen Einzigen Ihres Gleichen angetroffen habe.“

„Mylord ...“ stammelte der junge Matrose, verwundert über diesen Zorn, dessen Ursache er nicht ahnete.

Montalt war aufgestanden und ging mit großen Schritten in der Kajüte umher.

„Ja, ja!“ wiederholte er, „kein Herz und keinen Muth haben diese Menschen! ... Wenn ein Freund sie fragt, so schweigen sie still ... dies ist ihre vornehmste Tugend ... es ist ein alberner Stolz, der gegen

Niemanden, selbst nicht gegen einen Lebensretter die geringste Verpflichtung haben will!“

Nach diesen Worten warf er sich auf einen Divan am andren Ende der Kajüte, während Vincenz regungslos und ganz bestürzt auf der nämlichen Stelle blieb.

II.

Der Erebus.

Die fantastischen Zornesausbrüche dieses sonderbaren Mannes erloschen mit derselben Schnelligkeit, wie sie aufloderten. Ehe Vincenz sich von seinem Staunen erholt, hatte das Gesicht des Nabob schon wieder seine ruhige Gleichgiltigkeit angenommen.

Er streckte sich nachlässig auf seinen Divan und sagte nach einigen Sekunden:

„Wir haben nichts mehr mit einander zu sprechen, Herr Vincenz ... ich wünsche Ihnen viel Glück auf die Reise.“

Obgleich es kaum eine weniger zweideutige Form der Verabschiedung geben dürfte, so entfernte sich der Matrose demohngeachtet nicht. Während der letzten Minute war sein Geist thätig gewesen und sein gutes Herz hatte ihm den Zorn Montalts erklärt.

„Es kann sein, Mylord,“ erwiderte er, seine Ver=

legenheit überwindend, „daß Sie mir nichts mehr zu sagen haben, allein ich befinde mich nicht in dem nämlichen Falle. Ich habe eingesehen, daß mein Stillschweigen undankbar ist ...“

„Ich bemerke Ihnen, Herr Vincenz,“ unterbrach ihn Montalt, „daß es mich nicht im Entferntesten danach verlangt, Ihre Geschichte zu hören.“

Es bedurfte eines großen Muthes, um noch weiter zu gehen.

Langsam durchschritt Vincenz den Raum, welcher ihn von dem Nabob trennte, und ergriff seine Hand mit ehrerbietiger Dreistigkeit, indem er sagte:

„Sie haben mir einen harten Vorwurf gemacht, und um mich von diesem zu reinigen, bitte ich Sie, mir Gehör zu schenken. Ich glaube gern, daß Sie in Ihrem Leben schlechte Menschen gefunden haben, aber wenn Sie sich meiner erinnern, sollen Sie wenigstens sagen können, daß es ein vertrauensvolles und dankbares Herz in der Bretagne giebt.“

„Hochmuth!“ dachte Montalt laut, aber in sanfterem Tone; „sagen Sie was Sie wollen, ich höre Sie an.“

Der junge Matrose sammelte seine Gedanken einen Augenblick und während er seine Erinnerungen zurückrief, wurde sein Blick durch eine Wolke düstren Schmerzes verschleiert.

„Meine Familie war sonst eine der angesehensten

in der Bretagne,“ hob er an, „und ich verschweige Ihnen jetzt nur noch ihren Namen, Mylord. Die ältere Linie dieser Familie ist noch gegenwärtig reich, obgleich schon sehr herabgekommen; die jüngere aber, der ich angehöre, ist so arm, daß sie das Brot Anderer essen muß ...“

Montalt lehnte den Kopf in die Polster zurück und schloß seiner Gewohnheit nach die Augen. Vincenz hatte sich vorgenommen, seinen vermeintlichen Fehler zu büßen und Alles zu sagen.

„Meine Schwestern, mein Vater und ich,“ fuhr er fort, „bewohnten das Schloß meines Vetters, den ich wegen der Verschiedenheit des Alters meinen Oheim nannte. Er war gut gegen uns und mein Vater ermahnte uns fortwährend, ihn zu lieben ... Mein Oheim hat eine Tochter, Namens Blanca, die ich liebte, noch ehe ich wußte was die Liebe war ...“

„Eine bretagnische Idylle,“ murmelte der Nabob verdrüßlich.

„Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Leben einmal so geliebt haben, Mylord,“ sprach Vincenz weiter, „ich aber habe Tag und Nacht nur Einen Gedanken, und ich weiß nicht, was ich nicht für sie gethan haben würde. War das gute Kind traurig, so blutete mein Herz ... war sie heiter, so empfand ich eine selige Freude. Indessen hoffte ich wenig, denn Blanca war die einzige Erbin der Familiengüter, während ich nichts besaß. Ich

dachte nie über die Zukunft nach ... ich sah sie und war glücklich. Hätte ich alle Schätze der Welt besessen, so würde ich vielleicht nicht mehr gehofft haben, denn meine Liebe war zu ehrerbietig ... ich betete sie an, wie man die Engel Gottes anbetet.“

Vincenz hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen; seine Stimme zitterte und sein Auge war feucht.

Auf Montalts Gesicht war kein Verdruß mehr zu bemerken. Ein schmerzlicher Gedanke faltete seine Stirn; die Erzählung des jungen Mannes weckte offenbar peinliche Gefühle in ihm.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Mylord,“ fuhr Vincenz mit einer gewissen Lebhaftigkeit fort, „welche schüchterne Ehrfurcht mich beseelte! ... sie anzusehen, dünkte mir schon eine Kühnheit, und wenn ich träumte, daß meine Lippen ihre weiche Hand küßten, lief es mir eiskalt durch die Adern wie bei dem Gedanken an ein Verbrechen ... Ach! Gott mußte mir den Verstand geraubt haben! ... ich war wahnsinnig, tausendmal wahnsinniger als die Unglücklichen, die man hinter einem Eisengitter an die Kette legt!“

Der Nabob hörte mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu.

Vincenz dagegen hielt einen Augenblick unschlüssig inne und sprach dann mit sichtbarer Anstrengung weiter:

„Eines Tages, es mögen ohngefähr sechs Monate her sein, war Ball auf dem Schlosse. Es war ein

schöner Frühlingstag, die Luft war mild und kein Windhauch bewegte das aufkeimende Grün. Ich war seit mehreren Wochen krank und jede Nacht durchschauerte mich das hartnäckige Fieber, das unsere Sümpfe von Ille und Vilaine auszustreuen scheinen ..."

„Sie sind aus dem Departement Ille und Vilaine?" unterbrach ihn Montalt.

„Ja. Ich entsinne mich, daß ich an jenem Tage ganz besonders leidend war, denn ich konnte mich bei Tische kaum auf meinem Stuhle halten. — Ein solches Hospitalgesicht bringt man nicht in eine heitere Gesellschaft, sagte mein Oheim zu mir; trinke wie ein Mann oder geh zu Bett! — Ich war nahe daran mich zu entfernen, aber Blanca saß mir gegenüber neben ihrer Mutter, sie litt an einem ähnlichen Uebel wie ich und ihr Engelsantlitz war mit einem Schleier von Blässe überzogen. Ach, wenn Sie wüßten, wie schön sie war! ... Ich blieb und um das Recht dazu zu haben, ließ ich mein Glas füllen und trank mehr als gewöhnlich.

„Als die Tafel aufgehoben wurde, sah ich Alles um mich her wie durch einen Nebel. Es wurde dunkel, ich verließ die Gesellschaft und irrte eine Stunde lang in den Alleen des Gartens umher.

„Mein Kopf brannte und füllte sich mit unsinnigen Ideen, wie ich sie nie zuvor und auch seitdem nicht wieder gehabt.

„Die Gäste meines Oheims plauderten und scherzten

im Garten; aber sobald ich das Geräusch ihrer Stimmen vernahm, entfernte ich mich, weil ihre Heiterkeit mir lästig war.

„An dem entlegensten Ende des Gartens stand eine Laube, in welche sich Blanca während der Sonnenhitze des Tages gern zurückzog.

„Oft brachte ich ganze Stunden damit zu, sie in ihren lieblichen Träumen durch die Zweige der Laube zu beobachten. Ohne es selbst zu wissen, hatte ich meine Schritte nach dieser Gegend gelenkt.

„Der Abend war dunkel und trübe. Als ich bei der Laube ankam, sah ich auf der Rasenbank, welche in derselben angebracht war, eine weiße Gestalt liegen ...“

Der junge Bretagner hielt abermals inne. Die Worte fielen langsam und wie abgebrochen von seinen entfärbten Lippen.

Merkwürdiger Weise schien der Nabob nicht minder tief ergriffen zu sein als er. Während der eingetretenen Pause hätte man seine beklommenen Odemzüge hören können.

„Mein Verstand und meine Denkkraft waren in mir gelähmt,“ hob Vincenz mit immer leiserer Stimme wieder an; „ich trat in die Laube, kniete vor der schlummernden Blanca nieder und betete sie an wie man Gott anbetet.

„Ich hörte dicht an meinem Ohr ihre gleichmäßigen und sanften Odemzüge, ich konnte die Schläge ihres Herzens zählen.

„Die Minuten verstrichen, es wurde immer dunkler und die heiteren Stimmen der Gäste drangen nicht mehr bis zu uns.

„Wir waren allein, das Blut kochte in meinen Adern. Ich weiß nicht, ob mein Gehör mich täuschte, aber es schien mir, als ob sie im Schlafe meinen Namen ausspräche, obgleich ich ihr meine Liebe nie gestanden hatte ...“

Vincenz zitterte und seine Kniee wankten. Montalt blieb unbeweglich, aber große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn und seinen Schläfen.

Vincenz achtete nicht darauf.

„Der Teufel, der Teufel erfaßte meine Seele!“ murmelte er wie geistesabwesend; „Gott verließ mich .... ich stand auf ... meine Lippen berührten Blanca's Mund ... und sie erwachte nicht!... O, warum hat mich in diesem Augenblicke nicht ein Blitz erschlagen!

„Das holde Kind erwachte endlich in meinen Armen, die sie mit wahnsinniger Heftigkeit umschlungen hielten. Sie stieß einen lauten Schrei aus ... und schon war die Reue an die Stelle meines Wonnerausches getreten ... ich entfloh wie ein Verbrecher.

„Ich irrte die ganze Nacht im Freien umher, von Höllenqualen gepeinigt.“

Montalt rührte sich nicht, aber sein Gesicht verrieth eine unbeschreibliche Aufregung.

„Am folgenden Morgen sah ich sie wieder,“ schloß

der junge Matrose sein Bekenntniß; „die Engel ahnen das Böse nicht ... sie hatte mich nicht erkannt ... sie wußte von nichts und begegnete mir mit heiterem Lächeln!“

Vincenz bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ein schmerzlicher Seufzer zerriß seine Brust.

Es entstand eine lange Pause.

Plötzlich fühlte der junge Mann, daß eine eiserne Hand seinen Arm erfaßte; er nahm die Hände vom Gesicht und sah die lange Gestalt des Nabob vor sich stehen.

Montalt war so bleich, daß man ihn hätte für ein Gespenst halten können. Ein sonderbares Lächeln hob seine Mundwinkel und in seinem starren Blicke lag fast ein Ausdruck von Wahnsinn.

„Woher haben Sie diese Geschichte?“ fragte er mit leiser und abgebrochener Stimme.

Vincenz sah ihn staunend an.

„Antworten Sie mir!“ rief der Nabob, indem er seinen Arm mit wüthender Heftigkeit schüttelte; „wußten Sie wohl, welcher Gefahr Sie sich aussetzten, indem Sie zu mir kamen, um mir zu sagen, daß ich ein Schurke bin?“

„Sie?“ stammelte Vincenz ganz bestürzt.

„Ja, ich! ich!“ wiederholte Montalt mit Ungestüm.

Dann wurde seine Stimme schwächer, während er hinzusetzte:

„Dies Alles ist wahr, nur zu wahr! ... Sie war schöner als die Engel, und der Teufel schlug mich mit Wahnsinn ... aber habe ich denn noch nicht genug für mein Verbrechen gebüßt?“

Vincenz glaubte zu träumen und je mehr er sich anstrengte, eine Erklärung für das räthselhafte Benehmen des Nabob zu finden, um so dunkler wurde es in seinem Geiste.

Montalt ließ seinen Arm plötzlich los und sank wie vernichtet auf den Divan.

So blieb er eine Minute unbeweglich liegen; dann fuhr er zusammen, als würde er plötzlich aus dem Schlafe geweckt, und sagte zu Vincenz:

„Lassen Sie mich allein!“

Der junge Bretagner entfernte sich sogleich.

Als er die Kajüte verlassen hatte, legte Montalt beide Hände auf sein klopfendes Herz und ein dumpfes Stöhnen entwand sich seiner Brust.

Dann erhob er sich mit Anstrengung und ging schwankenden Schrittes nach einem Sekretair von eigenthümlicher Form, den er mit einem kleinen Schlüssel öffnete, welcher an einer goldenen Kette auf seiner Brust hing.

Aus dem Sekretair nahm er ein Kästchen, ohngefähr von der Größe einer Hand, dessen Deckel auf seiner ganzen Fläche mit Diamanten vom reinsten Wasser besetzt war.

Seine Finger zitterten, während er langsam das Kästchen öffnete. Wer diese Scene beobachtet hätte, würde sich gefragt haben, welcher kostbare Schatz eine Hülle von so unschätzbarem Werthe verdienen konnte, denn es waren für mehrere Millionen Diamanten auf dem Deckel des Kästchens.

Endlich öffnete es Montalt, aber es enthielt nichts als eine Locke von blonden, seidenweichen Haaren.

Mit andächtigem Ernst und frommer Begeisterung betrachtete er eine Zeit lang diese Haarlocke; ein weiblicher Name entschlüpfte leise seinen Lippen.

Er sank auf die Kniee und zwei Thränen rollten über seine Wange herab.

III.

Das Fest.

Drei Jahre sind verstrichen, seitdem der junge Robert von Blois und sein Diener Blaise zum ersten Male die Schwelle des Schlosses Penhoël überschritten.

Der Abend brach herein und bedeckte schon die grüne Fläche des Moors, der hier und da von einigen kleinen Bächen durchschnitten wurde, mit seinem dunklen Schleier. An der nämlichen Stelle, wo wir die Fähre Benedict Haligans mit der tobenden Fluth haben kämpfen sehen, weideten jetzt die mageren Heerden von Glénac das duftende Gras ab.

Der Duft glitt ruhig zwischen den beiden Hügeln des Port Corbeau dahin. Der Himmel war bewölkt und eine schwüle Nacht senkte sich nach einem drückend heißen Tage auf die Gegend herab.

In dem Maße als die Dunkelheit zunahm, sah

man auf der Hügelkette, welche den Sumpf von Glénac umgürtet, zahlreiche Feuer glänzen.

Jedes dieser Feuer gehörte einer der Gemeinden, welche am Rande des Moores wohnten. Ein Fremder, der auf der Straße über la Gacilly von Redon kam, hätte glauben können, daß in allen Dörfern fünf oder sechs Feuersbrünste zu gleicher Zeit aufgegangen wären.

Für die Bewohner der Gegend aber hatten diese Feuer durchaus keine schlimme Bedeutung. Im Gegentheil, sie zeigten heitere Belustigungen und festliche Gelage an: für die jungen Burschen Schießübungen, Ringkämpfe und allerhand Spiele, für die Mädchen Musik und Tanz auf dem Platze der Mairie.

Und für Jedermann lag die Eidertonne, mit frischen Kastanienzweigen geschmückt, angezapft vor der Kirchthür.

Es war am **19.** August **1820.** Man feierte das Fest des heiligen Ludwig, zu Ehren König Ludwigs XVIII.

Von allen Freudenfeuern war das schönste und größte ohnstreitig das der Gemeinde Glénac, welches auf dem Gebiete der Meierei Penhoël unterhalb des Schlosses brannte.

Es bestand ans wenigstens funfzig Reißigbündeln und einem Dutzend Petarden. René Penhoël, Maire von Glénac, hatte es in eigener Person mit einer schönen

blauen Kerze angezündet, welche mit silbernen Lilien verziert war. Die Flamme loderte lustig zum Himmel empor und erleuchtete sowohl das neue Schloß als auch die alten gothischen Mauern und den Thurm du Cadet.

Um dasselbe herum lachten, tranken und tanzten die Landleute.

Weiter hin in den erleuchteten Gärten des Schlosses hatte auch die adelige und bürgerliche Bevölkerung der Gegend, die eigentliche „Gesellschaft“ ihr Fest. Während Penhoël auf der Dreschtenne seines Meierhofes eine Tafel für die Bauern aufstellen ließ, hatte er zu gleicher Zeit seine Salons den Edelleuten und Gutsbesitzern aus der Nachbarschaft geöffnet. Das Festmahl war eingenommen und der Ball sollte beginnen.

In den Alleen des Gartens sah man nur antike Seidenkleider und elegante ländliche Anzüge. Der Wein Penhoëls war gut, der Cider auf dem Meierhofe vortrefflich und die vornehmen Gäste des Schlosses wetteiferten in der Fröhlichkeit mit den Landleuten auf der Tenne.

Die unzähligen Lichter, welche auf dem Gipfel der Anhöhe, auf der das Schloß stand, erglänzten, bildeten einen scharfen Contrast mit der Finsterniß umher und hüllten die bewaldeten Abhänge des Hügels in ein noch dichteres Dunkel, was ganz besonders an der nach dem Port Corbeau führenden Seite der Fall war.

Das Kastaniengehölz glich einem dunklen Teppich, den der ruhig dahinfließende Dust mit einem schmalen Silberstreifen einfaßte.

Mitten in dieser Dunkelheit und diesem Schweigen sah man jedoch durch die Zweige der Kastanien ein röthliches Licht schimmern und hörte von Zeit zu Zeit einen leisen Ruf.

Sowohl das Licht als der Ruf kamen aus der Hütte Benedict Haligans, des Zauberers, deren Thür weit offen stand.

Es wäre ein schmerzlicher Anblick gewesen, hätte man, so nahe bei dieser geräuschvollen Fröhlichkeit, die einsame und traurige Scene in der Hütte des armen Fährmannes sehen können.

Das Innere derselben war so, wie wir es schon einmal beschrieben haben: ein ärmliches Bett zwischen vier nackten Wänden, an denen hier und da einige Fischergeräthschaften hingen.

Aber das Bett schien noch dürftiger zu sein als sonst; die Wände hatten Risse und die Netze fielen in Stücke.

Einen noch zerstörenderen Einfluß aber schien die Zeit auf Benedict Haligan selbst ausgeübt zu haben. Bleich wie ein Gespenst, mit offenem Munde und stieren Augen lag er in seinem Bett. Sein Odem war röchelnd und kalte Schweißtropfen perlten auf den hoh-

len Wangen, zwischen den langen und spärlichen Haaren seines Bartes.

Er lag vollkommen unbeweglich, und nur wenn ein Kanonenschlag auf dem Berge donnerte, hob und senkte sich langsam seine Unterlippe.

Schon seit vielen Monaten schmachtete der Alte auf seinem Krankenlager. Seit mehr als zwei Jahren hatte er den Fuß nicht auf seine Fähre gesetzt, deren Schlüssel sich jetzt auf dem Schlosse befand, und sein zu langer Todeskampf hatte sowohl das Mitleid als auch die abergläubische Scheu der guten Landleute abgestumpft. Man fürchtete ihn fast gar nicht mehr, obgleich er noch immer für einen Zauberer galt, und seine Nachbarn hatten den Weg zu seiner Hütte vergessen.

So starb er langsam und trauirg hin, und ohne die beiden Töchter des Oheims Johann, Diana und Cypriane von Penhoël, die ihn täglich besuchten, würden oft Wochen vergangen sein, ohne daß ein menschliches Wesen seine Schwelle betrat.

Zuweilen wenn er die beiden holden Mädchen wie einen Strahl des göttlichen Trostes erscheinen sah, fand der alte Mann noch ein freundliches Lächeln. Andere Male aber senkten sich seine Augenlider und ein noch düstrerer Schmerzensschleier umzog sein Gesicht.

Dann betete er leise und während seines Gebets entschlüpften sonderbare Worte seinen Lippen. Man hätte glauben können, daß er die beiden Mädchen schon

als Leichen in dem nämlichen Sarge erblickte, denn anstatt den Himmel um irdisches Glück für sie zu bitten, betete er für den Frieden ihrer Seelen in der Ewigkeit.

Und er faltete seine abgezehrten Hände und verhieß Unglück einem Jeden, der den Namen Penhoël trug.

Aber der alte Benedict Haligan hatte längst den Verstand verloren; das wußte Jedermann.

Es gab Niemanden, der ihn nicht mehr als einmal hatte sagen hören, daß der junge Robert von Blois und sein Diener Blaise die alleinige Ursache seiner Krankheit wären.

Man ließ den alten Zauberer schwatzen und war überzeugt, daß er an Alterschwäche starb.

Von den fröhlichen Tänzern, die sich auf dem festgestampften Erdboden der Tenne umhertummelten, dachte gewiß in diesem Augenblicke nicht einer an ihn. Das Freudenfeuer brannte, der Cider perlte und man rief: „Es lebe der König und die schönen Mädchen!“

Aber auch den Abwesenden ließ man hoch leben, denn das Fest galt dem Könige nicht allein. Der ältere Penhoël hieß Ludwig wie der König, und mancher alte Landmann leerte seinen Schoppen weit öfter auf sein Andenken als auf das Wohl seiner Majestät.

Vor der Thür des Pachthofes saß eine Gruppe ernsthafter Landwirthe, die sich unter dem Vorsitze des wackern Géraud mit unermüdlichem Eifer von Herrn Ludwig von Penhoël unterhielten. Jeder von ihnen

sammelte seine Erinnerungen; man erzählte sich eine schon hundert Mal erzählte Anekdote, einen Zug von Tapferkeit, einen Beweis von Gutherzigkeit oder einen muthwilligen Jugendstreich.

Es war das Sanct Ludwigsfest. Dieser Tag gehörte Penhoël lange zuvor, ehe der König von Frankreich seinen Thron wieder einnahm. Seit den achtzehn Jahren seiner Entfernung vom Hause war dieser Tag ganz seinem Andenken geweiht.

Je eifriger man von ihm sprach, um so zahlreicher wurde die Gruppe. Einige Hausfrauen traten hinzu, die vielleicht auch ihre Erinnerungen hatten; die jungen Männer kamen herbei, um den Erzählungen der Greise zuzuhören, und wenn der Vater Gérand mit feuchtem Auge und bewegter Stimme sein Glas auf das Gedächtniß Ludwigs von Penhoël erhob, fragten sie ihn:

„Hatte denn Herr Ludwig eine kräftigere Faust, einen rascheren Fuß, eine sicherere Hand und ein edleres Herz als Vincenz? ...“

Denn ach! auch Vincenz hatte das Haus seines Vaters verlassen. Man sagte, er sei abgereis't, um Matrose auf einem Königlichen Schiffe zu werden. Vincenz, der eigene Neffe des Commandanten von Penhoël, Matrose wie der Sohn eines armen Mannes!

Vergebens suchte man sich selbst zu täuschen und

zu zweifeln, es schwebte ein Unglück über dieser geliebten Familie. Wohl blieb René von Penhoël noch reich und geachtet auf dem Schlosse, aber Die, welche den Abwesenden gekannt hatten, sagten im Stillen, daß der wahre Ruhm des Hauses Penhoël zu Grabe gegangen sei.

In dem Augenblicke, als das Freudenfeuer angezündet wurde, hatten sich die vornehmen Gäste des Schlosses dem Herkommen gemäß unter die ländlichen Tänzer gemischt; dann hatte sich das Fest in zwei Parteien geschieden: die Bauern und Bäuerinnen fuhren fort zu tanzen und zu springen, während die Cavallere mit ihren Damen auf den Ball zurückkehrten, der in einem im Garten improvisirten Salon von Baumzweigen gehalten wurde.

Unser Freund Blaise leitete mit geröthetem Gesicht und imposanter Miene das Fest der Landleute. Jedermann nannte ihn ehrerbietig Herr Blaise, denn sein Anzug glich weit mehr dem eines feinen Mannes als einer Bedientenlivree. Während er von der ganzen Höhe seiner Wichtigkeit herab die Bauern dominirte, war sein Gebieter, Herr Robert von Blois, im Schloßgarten der König des Balles.

In der That konnte sich hinsichtlich der Eleganz und des feinen Benehmens Niemand mit ihm messen. Er war es, der alle Anordnungen traf und die Honneurs

machte. René von Penhoël erschien nicht auf dem Balle und kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Konnte man sich einen besseren Amphitryon wünschen, als Herr von Blois? Er zeigte sich gefällig und zuvorkommend gegen Alle und war ein Hausfreund in so vollem Sinne des Worts, daß man ihn leicht für den Herrn selbst halten konnte.

Die Gesellschaft bestand aus einem sonderbaren Gemisch. Man sah reizende junge Mädchen und dabei auch Fräuleins von sehr vorgerücktem Alter. Unter den ersteren zeichnete sich Blanca von Penhoël, als die schönste von allen aus.

Sie war jetzt funfzehn Jahr alt, und ihre Jugend hielt vollkommen, was ihre Kindheit versprochen hatte. Man kann sich unmöglich eine lieblichere und harmonischere Schönheit denken. Ihr schüchterner Blick hatte den sanften und fast himmlischen Ausdruck bewahrt, der ihr von Seiten der Landleute den Namen des Engels von Penhoël verschafft hat.

Sie trug ein weißes Kleid mit einer Guirlande von kleinen blauen Blumen gestickt, und dieser Anzug eignete sich vortrefflich für ihr Gesicht und ihre anmuthige Gestalt.

Es gab Augenblicke, wo sich in Blanca's Gesicht die unbefangene Freude des Kindes aussprach, das sich zur jungfräulichen Reife aufblühen sieht. Dann strahlten ihre Züge und ein Blitz leuchtete aus ihren azur-

blauen Augen. Andere Male senkten sich ihre Augenlider traurig zu Boden und das Lächeln erstarb auf ihren Lippen. Hatte dieses funfzehnjährige Herz schon einen geheimen Kummer? ...

Robert von Blois beschäftigte sich angelegentlich mit ihr und schien sich sogar zu bemühen, dies Jedermann bemerken zu lassen. Er theilte die Ehre, sie zum Contretanz zu führen, fast nur mit einem einzigen Nebenbuhler, gegen den sein Benehmen ein sonderbares Gemisch von erheuchelter Freundlichkeit und verhehlter Unruhe war.

Dieser Nebenbuhler war kein Andrer als der junge Graf Alwin von Pontalès, der einzige Erbe des ehemaligen Reichthums der Penhoël.

Denn wir müssen es sogleich bemerken, der bittere Familienhaß, welcher sonst zwischen Penhoël und Pontalès bestand, war durch Roberts Vermittelung beseitigt worden, und es herrschte jetzt das freundschaftlichste Einvernehmen zwischen den beiden Familien. René hatte sich darein ergeben, das Schloß seiner Väter von Fremden bewohnt zu sehen.

Im Grunde war der alte Pontalès ein braver Mann, der bei Gelegenheit große Dienste leisten konnte. Es war Niemandem unbekannt, daß Penhoël seit drei Jahren mehr als einmal seine stets wohlgefüllte Börse in Anspruch genommen hatte. Daher hielt man sie auch Beide für die besten Freunde.

Penhoël hatte, wie wir schon früher gesagt haben, ein jährliches Einkommen von vierzigtausend Franken. Dies war mehr als genügend zur ehrenvollen Erhaltung des Hausstandes der Familie. Aber seit drei Jahren hatten sich die Dinge bedeutend verändert. Die hochherzige und einfache Gastfreundschaft war in einen verschwenderischen Luxus ausgeartet, und wären die vierzigtausend Franken Einkünfte durch ein Wunder plötzlich verdoppelt worden, so hätten sie demohngeachtet den Bedürfnissen Penhoëls nicht mehr genügt.

Sobald aber die Ausgaben eines reichen Mannes seine Einnahme bedeutend übersteigen, kommt ihm gewöhnlich der Gedanke an einen teuflischen Ausweg in den Kopf, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß ein solcher Mann, unter dem Vorwande, seinem Ruin Einhalt zu thun, diesen nur noch mehr beschleunigt. Penhoël war ein Spieler geworden.

Die Ursache dieser neuen Unregelmäßigkeiten war eine noch junge und außerordentlich schöne Dame, welche gegenwärtig am Arme des jungen Pontalès im Tanzsalon umherging und deren prächtiger Anzug den Neid der ganzen übrigen weiblichen Gesellschaft erregte.

In dieser stolzen Dame, die ihren reichen Schmuck mit dem ausgezeichnetsten Anstande trug, hätten wir schwerlich das arme Mädchen erkannt, die wir früher in einem bestäubten Kleide und mit zerrissenen Schuhen im „gekrönten Hammel“ ankommen sahen. Und doch

war es keine Andere als Lola, welcher Blaise damals ein Stück Käse nicht gönnte und die jetzt genug Perlen in ihrem schwarzen Haare trug, um damit den Gasthof des guten Géraud bezahlen zu können.

Der Vicomte von Penhoël liebte sie mit blinder Leidenschaft und richtete sich für sie zu Grunde.

Er liebte sie wie ein Sklave ... ein Blick von ihr hätte ihn bewogen, an das äußerste Ende der Welt zu eilen. Und doch war seine Liebe von Gewissensbissen getrübt. Das Bild seiner Gattin, die im Stillen litt, ohne sich zu beklagen, verfolgte ihn beständig wie ein quälender Vorwurf. Ein noch kräftigerer Schutz gegen diese Liebe würde seine Tochter gewesen sein, die so lange sein ganzer Stolz war, hätte nicht in seinem Herzen einer jener beharrlichen Zweifel geschlummert, welche das Leben vergiften.

Es ist bekannt, daß die Provinz ein unerbittliches Anathema gegen die pariser Sitten schleudert. Sie gleicht in dieser Beziehung den häßlichen Frauen, welche, auf ihrer unbefleckten Tugend paradirend, die Leute mit dem lästigen Ausposaunen ihrer Sittenstrenge betäuben. Aber wenn die Provinz sich dem Laster in die Arme wirft, geht sie viel weiter als Paris, das wenigstens nie den Schleier der Decenz ablegt. Die Provinz nimmt sich nicht die Mühe, sie geht offen ihren Weg, und was geschieht dann? Ist das Laster arm, so tritt

man es mit Füßen, ist es reich, so läßt man es sich gefallen.

René von Penhoël war reich und er hatte folglich das Recht zu einem skandalösen Lebenswandel. Dieser war keinem von den wenigen Landjunkern und Bourgeois, aus denen die „Gesellschaft“ der Gegend bestand, fremd; aber es kam Niemandem in den Sinn, ihn zu verdammen. Man ging zu ihm, man schätzte sich seine Einladungen sogar zur großen Ehre; einen armen Teufel aber hätte man für die Hälfte gesteinigt.

Da indessen gewisse Gerüchte in der Umgegend auftauchten, welche nicht allein den guten Ruf Penhoëls, sondern auch seine Vermögensumstände antasteten, so überhäufte ihn die „Gesellschaft,“ während sie vorsichtiger Weise den äußeren Schein der Ehrerbietung beobachtete, im Stillen mit dem bittersten Tadel.

Dies war eine Beruhigung des Gewissens. Der gesetztere Theil der Anwesenden: die ernsten Ehemänner, die zum Tanzen offenbar zu schwerfälligen Damen und die wegen eines nicht enden wollenden Cölibats mit der Welt zerfallenen Fräuleins, empfanden einige Gewissensbisse, daß sie diesen Sünder besuchten, und glaubten ihren Fehler durch Uebertreibung seiner Sünden zu büßen.

Während die jungen Leute sich im fröhlichen Reigen auf dem Grase tummelten, machte die Galerie ihre Glossen. Da René von Penhoël den Ball ver-

lassen und sich mit dem Marquis von Pontalès und dem Rechtsanwalt eingeschlossen hatte, die gnädige Frau aber am Arme des guten Oheims Johann allein im Garten umherging, so hatte man freies Feld.

Robert, Lola, Penhoël, die Vicomtesse, Alle kamen an die Reihe. Nur einer von den Gästen des Schlosses war ohne Fehler und Sünde: dies war der alte Marquis von Pontalès, welcher sechzigtausend Livres baare Einkünfte besaß.

Der Einfluß dieses ehrenwerthen Kreises erstreckte sich jedoch nicht bis auf den Ball, der seinen ungestörten heiteren Fortgang hatte. Unter den Tänzern befanden sich namentlich zwei Paare, deren jugendlicher Frohsinn jeden Augenblick dem Vergnügen einen neuen Aufschwung gab; es waren Cypriane und Diana von Penhoël, von denen die Erstere mit Roger von Launoy tanzte, der ein allerliebster Cavalier von zugleich muthigem und sentimentalem Aeußern geworden war, während die Andere ihre kleine weiße Hand einem jungen Manne reichte, dessen entschlossenes und von geistreicher Sorglosigkeit zeugendes Ansehen nirgends unbemerkt vorübergegangen wäre.

Dieser junge Mann war ein Pariser Maler, den Penhoël eigens hatte kommen lassen, um die Zimmer Lola's würdig zu schmücken.

Während der zwei Jahre seines Aufenthalts in der Bretagne hatte der junge Maler eine große Menge

Fresken und Portraits geschaffen. Niemand von der Gesellschaft konnte beurtheilen, ob er ein künstlerisches Talent besaß oder nicht, und er selbst war vielleicht nicht recht im Klaren darüber. Er malte was man wollte und soviel man wollte, nahm das Leben wie es ihm geboten wurde und ahnete nicht, daß man auch an den folgenden Tag denken könnte.

Roger und er waren die wärmsten Freunde, obgleich sie sich nie derartige Betheuerungen gemacht hatten.

Er hieß Etienne Moreau. Wenn er im Schlosse nichts zu thun oder keine Hoffnung hatte, Diana im Garten zu finden, und es müde war, mit Roger im Freien umher zu laufen, dann schloß er sich zuweilen allein in seinem Zimmer ein. Hier befand sich nur ein angefangenes Oelgemälde.

Meistentheils betrachtete er dieses Bild mit über der Brust gekreuzten Armen, ohne daran zu denken, seine Palette und seine Pinsel zur Hand zu nehmen.

Nur zuweilen, wenn ein schöner Sonnenstrahl durch das hohe Fenster hereinfiel, setzte er sich plötzlich vor die Staffelei und arbeitete ein wenig an der kaum entworfenen Skizze.

Diese hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Fresken, die er mit so fruchtbarer Erfindungsgabe für den Gebieter von Penhoël malte, sondern es war ein Portrait, das ein junges Mädchen in ländlicher

Tracht und die Harfe spielend darstellte: das Bildniß Diana's von Penhoët.

Etienne war in seinem Leben noch kein Träumer gewesen, bis zu dem Augenblicke, wo die Züge Diana's unter seinem schüchternen Pinsel auf der Leinwand entstanden. Jetzt aber versank er jedesmal in träumerisches Nachsinnen, wenn er sich mit seinem Bilde allein befand.

Er liebte Diana und Diana liebte ihn, obgleich sie nie ein Wort von Liebe mit einander gesprochen hatten.

Der einzige Gegenstand ihrer Unterhaltung in den langen Gesprächen, welche sie Beide mit gleichem Eifer suchten und in denen sie sich glücklich fühlten, war sonderbarer Weise die Hauptstadt Paris.

Der sorglose Künstler schilderte dem unbefangenen Kinde der Bretagne die Residenz, und sie hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Sie veränderte niemals den Gegenstand der Unterhaltung, sondern sie war immer die Erste, welche den Namen Paris wieder zur Sprache brachte, um zu fragen und zu hören ...

Und ihre großen Augen glänzten dabei ... sie hatte ein Geheimniß, an welchem Etienne nicht betheiligt war.

Paris! nur an diese Feenstadt dachte sie, wo das

Weib regiert, wo alle Träume sich verwirklichen, wo keine Hoffnung zu hoch ist!

Zuweilen sagte Etienne:

„Es giebt dort eben so viel Noth und Elend, ja noch mehr als anderwärts, liebe Diana; der Himmel gebe, daß Sie Sich immer Ihres friedlichen Landlebens erfreuen können!“

Diana antwortete ihm nicht darauf und kehrte zu ihrer Schwester zurück, die einen weniger denkenden und muthigen Character besaß, sich aber demohngeachtet von der stürmischen Phantasie Diana's mit fortreißen ließ.

Paris! Paris! dies war ihr Lieblingstraum.

Aber wenn man ihnen plötzlich den Weg offen und den bespannten Reisewagen gezeigt hätte, würden sie es gewagt haben einzusteigen? Sie mußten ja die gnädige Frau und Blanca, den holden Engel, verlassen! ...

Auch Roger von Launoy, ihr Jugendgespiele, dachte an Paris. Er war stolz und sein sanftes Gemüth hinderte ihn nicht, die kalte Gleichgiltigkeit, mit der ihm der Vicomte von Penhoël seit der Ankunft der Fremden begegnete, schmerzlich zu empfinden.

Robert und Lola hatten sich des Schloßherrn ganz bemächtigt und er sah nur noch mit ihren Augen. Alle, die er vorher liebte, waren ihm gleichgiltig geworden, um nicht mehr zu sagen. Ohne die gnädige

Frau, an welcher Roger mit ehrerbietiger Zärtlichkeit hing, und ohne Cyprianen, die er innig liebte, würde er schon längst das Schloß verlassen haben.

Heute waren alle diese Gedanken bei Seite gesetzt. Man gab sich ganz dem Feste hin; man scherzte und lachte und hielt sich für glücklich. Die beiden jungen Mädchen trugen auch jetzt ihren ländlichen Anzug, aber es war, als thäten sie dies nur aus Koketterie, so vortrefflich kleidete sie das kurze Röckchen und der knappe Spenzer. Es war eine Lust, sie leicht und anmuthig wie ein Paar Feen auf dem Rasen tanzen zu sehen. Ihre lebhafte Heiterkeit theilte sich allen Anderen mit und sie waren die Seelen des Balles.

Es kamen jedoch Augenblicke, wo die Freude der beiden Schwestern plötzlich getrübt zu werden schien; dies war der Fall, wenn ihre Augen sich auf die gnädige Frau richteten, welche am Arme des Oheims Johann langsam umherging.

Die drei letzten Jahre schienen schwer auf ihr gelastet zu haben. Ihr schönes Haupt war gebeugt und die düstere Resignation, die aus ihren Zügen sprach, glich einer hoffnungslosen Entmuthigung.

Der Oheim Johann betrachtete sie mit väterlicher Liebe und in seinen wehmüthig zu ihr herabgesenkten blauen Augen las man den sehnlichen Wunsch, sie zu trösten und ihren Kummer zu erleichtern.

Doch wahrscheinlich gab es für sie keinen Trost,

denn der Oheim schwieg, als ob er keine Worte finden könnte.

Diana und Cypriane sahen dies und der flüchtige Blick, den sie dann wechselten, gab der Vermuthung Raum, daß ihr kindlicher Frohsinn nur den Schein der Aufrichtigkeit hatte.

Aber sie sahen noch etwas Andres und zwar etwas höchst Sonderbares.

Robert von Blois, der beständig mit Blanca tanzte, sah sich dann und wann nach der gnädigen Frau um und gab ihr Winke.

Diana und Cypriane hatten anfangs geglaubt, daß sie sich irrten, aber bald konnten sie nicht mehr zweifeln, denn die Vicomtesse hatte Roberts Winke mehrere Male durch Blicke und Geberden beantwortet.

Das war unerklärlich.

Allein der Ball war allerliebst an dem milden Abende und unter den dichtbelaubten Bäumen. Außer Diana und Cypriane kümmerte sich Niemand um diese kleinen Geheimnisse, welche unter der ruhigen Oberfläche des Lebens auf dem Schlosse gohren.

Wenn der gesetzte Theil der Gesellschaft ein Unglück voraussah, und wir möchten sagen herbeiwünschte, so war dies nur in einer fernen Zukunft. Die einzige Begebenheit, welche man an diesem Abende fürchten konnte, wäre irgend ein Unfall gewesen, der das Fest im schönsten Augenblicke gestört und beendigt hätte.

Daher erschrack denn auch Jedermann heftig, als man mitten im Tanze einen lauten Klageschrei vernahm, wie ihn nur ein unvermutheter und empfindlicher Schmerz entreißen kann.

Das Orchester verstummte, der Tanz wurde unterbrochen und die Zuschauer erhoben sich wie auf Einen Wink.

Alle entweder ängstlichen oder nur neugierigen Blicke richteten sich zu gleicher Zeit nach der Gegend, woher der Schrei gekommen war. Man sah Blanca von Penhoël unbeweglich und wie entseelt auf dem Rasen liegen.

Robert von Blois kniete neben ihr und hatte seine Hand auf ihr Herz gelegt.

Roger, Diana und Cypriane sprangen sogleich hinzu, aber die gnädige Frau war die Erste bei ihrer Tochter.

Wir verzichten darauf, den Ausdruck zu schildern, der in diesem Augenblicke in den Gesichtszügen Martha's von Penhoël lag.

Eine glühende Fieberröthe bedeckte die sonst bleichen Wangen, und das Entsetzen, das ihr Mutterherz erstarrte, sprach aus ihrem Blicke. Mit der Kraft eines Mannes stieß sie Robert von Blois zurück, so daß er schwankte, und hob ihre Tochter ohne sichtbare Anstrengung auf. Blanca war ohnmächtig und athmete nicht mehr.

Als Cypriane und Diana ihr hilfreich beistehen wollten, entfernte die Vicomtesse sie durch einen gebieterischen Wink.

Robert trat wieder hinzu und indem er sich fast bis dicht an ihr Ohr herabneigte, flüsterte er ihr in kaltem Tone die Worte zu:

„Vergessen Sie nicht!“ ...

Ein Blitz des Hasses zuckte aus der trostlosen Verzweiflung, welche das Auge Martha's von Penhoël verschleierte.

Aber mit einer gewaltsamen Anstrengung zwang sie sich zu lächeln, während sie leise erwiderte:

„Ich vergesse nichts!“

Dann sagte sie zu Roger und den beiden Töchtern des Oheims Johann:

„Laßt Euch in Eurem Vergnügen nicht stören, Kinder ... Blanca öffnet die Augen schon wieder und ich werde sie Euch bald gesund und munter zurückbringen.“

IV.

Geheimnisse.

Die bejahrteren und ernsteren Mitglieder der Gesellschaft, welche zu viel Selbstachtung besaßen, um am Tanze Theil zu nehmen, begannen den Ball schon langweilig zu finden, und Blanca's Ohnmacht war daher eine sehr willkommene Diversion, um die Unterhaltung neu zu beleben.

Der achtungswerthe Cirkel bestand aus drei Vicomtes, die in ihrer Jugend, zu den Zeiten der bretagnischen Stände, schöne Cavaliere gewesen waren, aus einem halben Dutzend bürgerlichen Herren, denen man es hingehen ließ, daß sie ein „von“ vor ihre Namen setzten, weil sie tausend Thaler Rente hatten, und einer ohngefähr gleichen Anzahl ältlicher Damen, welche mit einer nicht zu beschreibenden Feierlichkeit den lächer-

lichen Prunk ihres Anzugs und die ausgesuchte Häßlichkeit ihrer Gesichter zur Schau trugen.

Unter ihnen bemerkte man namentlich drei kleine Damen, eine so gelb und hager als die andre und mit violettseidenen Gewändern von unbestreitbarer Alterthümlichkeit angethan. Obgleich sie noch unvermählt und den Funfzigen sehr nahe waren, so gaben sie doch in der „Gesellschaft" den Ton an, weil sie sich des glänzendsten Verleumdungstalents erfreuten. Selbst ihre Nebenbuhlerinnen, die Frau Chevalier von Kertpichel, die Gattin des Adjunkts von Glénac, und Madame Clara Lebinihic, eine junge Wittwe von kaum fünfundvierzig Jahren, der die drei Vicomtes den Hof machten, waren gezwungen, die Ueberlegenheit der Demoiselles Babouin des Rozeaux de l'Etang anzuerkennen.

Sie hatten auch in der That Alles für sich. Die älteste, Fräulein Amarantha, sang mit Begleitung der Guitarre leichte Arien; die zweite, Fräulein Eglantine, zitternde Romanzen, und die dritte, Fräulein Heloise, glänzte, ebenfalls mit Guitarrenbegleitung in großen Charakterstücken.

Der junge Herr von Pontalès, dem man Alles gestattete, weil er der einzige Erbe seines Vaters war, nannte sie in Folge dessen zusammen die drei „Grazien" und jede einzeln die „Arie," die „Romanze" und die „Cavatine."

Sie hatten einen Bruder, Herrn Numa Babouin des Rozeaux de l'Etang, den sie zwar ein wenig in den Schatten stellten, der aber demohngeachtet für einen sehr guten Reversispieler galt.

Als die gnädige Frau, unter dem Beistande des Oheims Johann, die ohnmächtige Blanca in's Schloß getragen hatte, nahm die imposante Gesellschaft ihre Plätze wieder ein und die verschiedenen Mitglieder sahen einander mehrere Sekunden lang stillschweigend an.

„Es ist heute schon das zweite Mal, daß das liebe Fräulein ohnmächtig wird," bemerkte endlich der Vater Chauvette, der allein unter der steifen Lästerclique das gutherzige Element präsentirte.

„Ich will nichts gesagt haben," lispelte Madame Clara Lebinihic, „aber mir ging es ganz eben so im ersten Jahre nach meiner Verheirathung."

Die drei Grazien schlugen die Augen nieder und die drei Vicomtes lächelten höchst leichtfertig.

„Haben Sie gesehen," versetzte der Adjunkt, Chevalier von Kertpichel, ein Krautjunker von herkulischer Gestalt, der kleine Ohrringe trug, „was für einen Blick der kleine Pontalès auf Herrn Robert von Blois warf, als das Fräulein umfiel?"

„Er ist doch ein wunderhübscher junger Mann!" bemerkte die Romanze.

„Ein entschiedener Leichtfuß!" riefen die Arie

und die Cavatine, indem sie diesem Worte eine sehr schmeichelhafte Betonung gaben.

„Ich möchte nur wissen," versetzte die Romanze, „was Herr von Penhoël zu den Aufmerksamkeiten des jungen Pontalès gegen Madame Lola sagt..."

Die ganze ehrenwerthe Gesellschaft lächelte.

„Mag dem sein wie ihm wolle," entgegnete die Arie, „es geschehen jedenfalls sonderbare Dinge in diesem Hause! ... Die Besitzer machen auf eine ganz merkwürdige Weise die Honneurs. Madame hat sich entfernt, und wo ist der Vicomte?"

„In Conferenz mit dem Marquis von Pontalès," antwortete der Bruder Numa.

„Immer mit dem Marquis," bemerkte die Arie.

„Und mit dem Advokaten!" setzte die Cavatine hinzu.

„Gut unterrichtete Leute behaupten, daß Penhoël schlechte Seide spinnt, wie man zu sagen pflegt," sprach die Romanze in wichtigem Tone. „Er entlehnt Geld auf Geld von dem Marquis und der Advokat Levihain weiß Dinge, über die sich Mancher wundern würde."

„Das kommt Alles daher, weil Lola zu gern Spitzen trägt," sagte ein Vicomte.

„Und Cachemirshawls," setzte der zweite hinzu.

„Und Diamanten," ergänzte der dritte.

„Und dergleichen Dinge kosten Geld," schloß Ma-

dame Clara Lebihinic; „mein Hochzeitsshawl allein — und es war noch kein ostindischer — kostete hundertfunfzig Thaler.“

„Apropos, meine Damen,“ sagte Herr Numa Babouin des Rozeaux de l'Etang mit unschuldiger Miene, „könnten Sie mir wohl sagen, wem Herr Robert von Blois eigentlich den Hof macht, der Frau von Penhoël oder ihrer Tochter?“

„Der Tochter,“ antwortete die Gattin des Adjunkts.

„Der Mutter,“ meinten die Vicomtes.

„Ich bin in der That darüber nicht recht im Klaren,“ sagte die Romanze. „Ich weiß nicht, ob Sie die Winke bemerkt haben, welche Herr Robert von Blois während des Contretanzes mit der gnädigen Frau wechselte?“

„Allerdings,“ erwiderte der Adjunkt.

„Ich auch ... ich auch!“ riefen die Anderen.

„Und ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie die gnädige Frau Herrn von Blois zurückstieß, als er die ohnmächtige Blanca aufheben wollte?“

Jedermann antwortete bejahend.

„Wenn man einen Mann auf solche Weise zurückstößt,“ fuhr die Romanze fort, „so muß man ihn sehr, sehr genau kennen!“

„Das ist keine Frage,“ versetzte der männliche Theil der Gesellschaft.

„Wie ließe sich diese heftige Geberde anders erklären als durch eine kleine Regung von Eifersucht?“

„Sehr wahr, sehr wahr,“ bekräftigten die Herren.

„Ja, so geht es in der Welt,“ hob die Romanze von Neuem an. „Herr von Penhoël kauft Madame Lola theure Shawls, läßt ihretwegen sein Schloß von oben bis unten malen und die alten Zimmer, deren kahle Wände seinen Vorfahren vollkommen genügten, mit seidenen Tapeten ausschlagen und während dem langweilt sich seine Gemahlin. Was soll man thun, wenn man so vernachlässigt wird? ... Ich will nichts behaupten und es sei fern von mir, eine reiche und angesehene Familie zu verleumden, aber ich sage nur soviel: es ist Alles möglich. Man darf aber auch nicht zu streng gegen die gute Dame sein.“

„Nein, Sie haben Recht,“ erwiderten die drei Vicomtes.

Inzwischen hatte der Ball seinen Fortgang, aber die allgemeine Stimmung hatte sich sehr geändert. Diana und Cypriane, welche bisher das ganze Fest erheiterten, konnten ihre Traurigkeit nicht mehr verbergen und ihre ängstlichen Blicke richteten sich oft nach dem Eingange des Tanzsaales.

Die Nachricht von der Ohnmacht Blanca's von Penhoël hatte sich indessen auch jenseits der Gartenmauer verbreitet und auf der Tenne vielleicht noch größeres Aufsehen gemacht als im Ballsaale. Der Tanz

hatte aufgehört, während die letzten Funken des Freudenfeuers erloschen, und die jungen Burschen und Mädchen gesellten sich zu den ältern Leuten, welche vor der Thür des Meierhofes saßen.

Nur Blaise ging noch mit beiden Händen in den Taschen auf der Tenne umher und schien es unter seiner Würde zu halten, seine wichtige Person unter dieses gemeine Volk zu mischen.

Eben wegen seiner Nähe sprach man nur leise in der Gruppe von Landleuten, denn Herr Blaise galt dafür, ein feines Gehör zu haben.

Der Gastwirth Géraud war die Hauptperson und sagte eben zu einem aus dem Garten kommenden Knaben, welcher dort die Gäste des Schlosses bedient hatte:

„Erzähle uns doch, was Du gesehen hast, Franz.“

„Jedermann sah die Lola an,“ sagte der Knabe. „Ein schönes Mädchen ist sie, das muß man ihr lassen ... ich weiß nicht was sie am Halse trägt, es funkelt wie glühende Kohlen ... aber die Damen und Herren meinten, man könnte dafür den ganzen neuen Wald kaufen! ... Plötzlich stieß das junge Fräulein einen Schrei aus und ich sah sie umfallen. Es war Niemand bei ihr als Herr von Blois, aber als er sie aufheben wollte, hättet Ihr sehen sollen, wie die gnädige Frau auf ihn zusprang und ihn zurückstieß!“

„Sagte sie nichts?“

„Nein, aber man sah, daß sie nichts Freundli-

ches dachte. Ich glaube gewiß, daß Herr von Blois den Engel beleidigt hatte."

Ein drohendes Gemurmel durchlief den Kreis der Landleute.

„Ja, ja," drohte der alte Géraud laut, „dieser Mensch ist Penhoëls Unglück! ... und ich habe ihm den Weg nach dem Schlosse gezeigt! ... Doch Ihr hättet an meiner Stelle gewiß das Nämliche gethan ... er kam bei mir an, sprach von Herrn Ludwig und man sah deutlich, daß er ihn kennen mußte. Als er mir sagte, daß der ältere Penhoël sein Freund sei, hätte ich ihm meinen letzten Thaler gegeben!"

Er legte sein graues Haupt in beide Hände und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ich bin es, der ihm den Weg nach dem Schlosse gezeigt hat!" wiederholte er, als ob ihn dieser Gedanke unablässig verfolgte. „Als ich heute nach dem Meierhofe herauf kam, trat ich einen Augenblick bei dem alten Benedict Haligan ein, der bald sterben wird, denn Alle, welche Penhoël lieben, gehen Einer nach dem Andern aus der Welt. Es ist nicht das erste Mal, daß er mir sagte, der Engel Blanca und die beiden Töchter Johanns von Penhoël würden vor der nächsten Winterüberschwemmung im Himmel sein. Er behauptete auch noch," setzte der Gastwirth mit leiserer Stimme hinzu, „daß unser Ludwig einst zurückkehren würde ... aber zu spät!"

Nach diesen Worten schwieg er und es entstand eine Todtenstille um ihn her.

Jedermann war niedergeschlagen und das heiter begonnene Fest endete traurig und freudenleer.

Die auf der Tenne versammelten Landleute hatten bisher wenig auf das über der Familie Penhoël schwebende Unheil geachtet; diesen Abend aber zweifelte Niemand mehr daran.

Die jungen Männer sprachen nicht mehr von Liebe mit ihren Mädchen und die Cidertonne, welche noch zu drei Viertheilen voll war, krönte den großen Krug, der bei solchen Gelegenheiten sonst wacker die Runde machte, nicht mehr mit einer schäumenden Haube.

Nur ein Getreuer war bei dem Fasse geblieben, ein spindeldürrer armer Teufel, der, seiner ganzen Länge nach auf der Erde liegend, mit Beharrlichkeit zu trinken fortfuhr.

Niemand würdigte ihn eines Wortes, nicht einmal Blaise, obgleich er sein alter Bekannter, der ehemalige Uhlane Vibandier war.

Vibandier rauchte mit philosophischer Ruhe seine Pfeife, ohne sich um die allgemeine Geringschätzung zu kümmern, und trank dazu, als hätte er sich verbindlich gemacht, ganz allein die Tonne zu leeren.

Der kleine Franz unterbrach zuerst das Stillschweigen in der vor dem Hofthore versammelten Gruppe, indem er plötzlich ausrief:

„Herr Blaise!“

Roberts Bedienter kam in der That mit gemessenen Schritten auf die Landleute zu.

„Nun, Kinder,“ rief er von Weitem, „trinkt Ihr nicht mehr auf das Wohl des Königs und des Herrn Maire?“

Niemand antwortete ihm.

„Geh wieder in den Garten, Franz,“ sagte der alte Géraud rasch zu dem Knaben, „und berichte uns dann, ob etwas Neues vorgefallen ist. Mit Euch,“ sprach er hierauf zu seinen Freunden, „muß ich nachher noch ein Wort reden ... Es soll nicht heißen, daß Niemand etwas gethan oder einen Thaler hergegeben hat, um Penhoël zu retten.“

In diesem Augenblicke trat Blaise mit seinem gefüllten Kruge in der Hand in den Kreis, während der kleine Franz in den Garten zurückeilte.

Hier behaupteten jetzt die älteren Mitglieder der Gesellschaft das Feld. Die drei Grazien und alle übrigen Damen und Herren hatten ihren früheren Posten verlassen, um den Rasenplatz einzunehmen, auf dem bisher getanzt worden war. Das Orchester schwieg und einige Leute, die aus Erfahrung sprechen konnten, sahen mit Schrecken den Augenblick nahen, wo Eglantine, Heloise und Amarantha ihre gefürchtete Guitarre verlangen würden, unter dem Vorwande, das Fest neu zu beleben.

Niemand von der Familie Penhoël war mehr im Tanzsalon. Der Vicomte befand sich noch immer in seinem Kabinet und die gnädige Frau war nicht wieder erschienen, so wenig als der Oheim Johann. Cypriane und Diana endlich hatten sich ebenfalls heimlich davon geschlichen und Etienne und Roger durchstreiften wahrscheinlich den Garten, um sie zu suchen.

Robert von Blois und Lola machten jetzt die Honneurs, als wären sie die Besitzer des Schlosses.

Wie schon gesagt, war der Garten von einem Ende zum anderen erleuchtet und es war kein Ort darin, wo man sich hätte verbergen können.

Etienne und Roger hatten den Ball verlassen, ohne einander etwas davon zu sagen, und sie begegneten sich plötzlich bei der Biegung einer Allee.

Etienne war gedankenvoll und Rogers Stirn in Schweiß gebadet. Athemlos blieb er vor dem Maler stehn und fragte ihn in hastigem Tone:

„Hast Du sie nicht gefunden?“

„Nein,“ antwortete Etienne.

„Ich will noch weiter suchen,“ sagte Roger und wollte seinen Weg fortsetzen.

„Du findest sie nicht,“ entgegnete der Maler, ihn zurückhaltend; „wir haben ja Beide schon den ganzen Garten durchstreift ... sie sind nicht hier.“

„Aber wo sollen sie sein?“

„Ich weiß es nicht.“

Rogers Aufregung schien sich mit jedem Augenblicke zu steigern; Etienne dagegen blieb ruhig, obgleich seine gewöhnlich heitere Stimme einen etwas wehmüthigen Ausdruck hatte.

„Wo sind sie?“ wiederholte Roger; „ich kann mir ihr Verschwinden nicht erklären und finde es sehr sonderbar.“

„Warum sonderbar?“ unterbrach ihn Etienne lächelnd; „sind sie uns über ihre Handlungen Rechenschaft schuldig?“

„Ach, Du liebst nicht!“ seufzte Roger.

Der Maler schwieg, aber er drückte den Arm seines Freundes stärker.

„Ich aber liebe wie ein Wahnsinniger,“ fuhr Roger fort. „Wenn ich bei ihr bin, bewundere ich sie und vertraue ihr, denn ihr Lächeln ist engelrein und man kann in ihrem Gesicht lesen was sie denkt. Ich schäme mich meines Verdachts!“

„Du hast also einen Verdacht?“ fragte Etienne leise.

Roger senkte die Augen und antwortete nicht sogleich.

„Ich weiß es selbst nicht,“ rief er endlich, indem er mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirn fuhr. „Doch ich bin nicht wahnsinnig und habe nicht geträumt, sondern ich habe gesehen...“

Er stockte.

„Was denn?“ fragte Etienne, und da Roger noch

immer schwieg, setzte er mit einem schmerzlichen Ausdrucke hinzu:

„Du kannst immerhin sprechen ... auch ich habe so Mancherlei gesehen ...“

Roger betrachtete ihn fast mit Entsetzen. Es war, als hätte er noch einige Hoffnung gehabt sich zu irren und als fürchtete er die Gewißheit über Alles.

„Ich spreche nicht von Cyprianen,“ hob der Maler wieder an; „aber Diana hat ein Geheimniß ... dies weiß ich schon längst.“

„Und dieses Geheimniß? ...“

„Ich habe Vertrauen, weil ich liebe ... ich habe nie einen Versuch gemacht, es zu erfahren.“

„O nein!“ rief Roger; „gerade weil ich liebe, bin ich mißtrauisch. Wenn ich glauben müßte, daß Cypriane einen Anderen liebt! ...“

Er hielt inne und fuhr dann in schmerzlichem Tone fort:

„Dieser Gedanke kommt mir oft in den Sinn, und es ist auch ganz natürlich. Du sagst, daß Du Mancherlei gesehen hast; aber was ich gesehen, ist so sonderbar, daß ich mich kaum entschließen kann, es meinem besten Freunde mitzutheilen. Doch es liegt mir zu schwer auf dem Herzen. Erinnerst Du Dich noch des Abends, als wir uns jenseits Glénac, am Rande des Moores verspätigt hatten, so daß bei unsrer Nachhausekunft das Abendessen längst vorüber war

und wir geräuschlos unsere Zimmer aufsuchten? ... Die Lampe im Hauptcorridor war verlöscht, und es war mir, als hörte ich leise und ängstliche Schritte vor mir ... Mit vorgestreckten Armen ging ich weiter und das Geräusch der Schritte hörte auf ... Ich glaubte schon mich geirrt zu haben, als meine Hände plötzlich zwei Hauben berührten, worauf ich die Schritte von Neuem in dem hinter mir liegenden Theile des Ganges hörte. Die unsichtbaren Gestalten entflohen, aber in dem Augenblicke als sich meine Hände schlossen, behielt ich das Band von der einen Haube zwischen den Fingern ... Ich lachte, während ich in mein Zimmer trat, denn ich sagte zu mir selbst: Jetzt werde ich sehen können, welche von den Dienstmädchen im Schlosse des Nachts auf verbotene Wege geht. Ich zündete ein Licht an und erkannte das blauseidene Band, welches Cypriane am Tage auf ihrer Haube getragen hatte."

Roger von Launoy schwieg und erwartete augenscheinlich eine Aeußerung des Erstaunens; aber der Maler blieb stumm und ließ nachdenkend den Kopf sinken.

„Nun?" fragte Roger.

„Ist dies Alles was Du gesehen hast?" versetzte Etienne in kaltem Tone.

„Ist das noch nicht genug?" rief Jener fast ärgerlich über den geringen Eindruck, den seine Erzählung hervorbrachte.

„Nein, es ist sehr wenig.“

„Du hast also noch etwas Auffallenderes gesehen?“

„Du magst selbst darüber urtheilen,“ entgegnete der Maler.

„So laß hören.“

„Sogleich ... erst erzähle weiter.“

„Einige Tage darauf, als ich beim Mondenschein zu Fuß von Redon zurückkehrte, vernahm ich auf der Haide nicht weit vom Dorfe Bains den Galopp von zwei Pferden. Ich achtete nicht darauf und setzte meinen Weg fort; aber als die beiden Pferde im vollen Laufe bei mir vorüberkamen, sah ich, daß sie von zwei Mädchen geritten wurden. Ich rief: Diana! Cypriane! aber ich erhielt keine Antwort, und bald waren die beiden Reiterinnen in der Ferne verschwunden.“

„War es spät?“ fragte Etienne.

„Elf Uhr Abends.“

„Waren an diesem Tage die Pontalès nicht in Redon?“

Roger schlug sich vor die Stirn.

„Ja, es ist wahr,“ rief er aus; „die Pontalès waren in Redon.“

„Waren es die Mädchen aber auch wirklich gewesen?“ fragte der Maler.

„Du wirst es sehen ... Sie einzuholen war unmöglich, und nachdem ich eine Strecke gelaufen war, setzte ich langsam den Weg nach Penhoël fort. Als

ich bei der Fähre ankam, fragte ich den alten Benedict, ob an diesem Abende Jemand sich habe übersetzen lassen.

„Er antwortete mir mit Nein."

„Dies freute mich und ich glaubte geträumt zu haben. Da ich indessen bei meiner Aukunft auf dem Schlosse noch zweifelte, so ging ich nicht sogleich zu Bett, sondern begab mich, ohne selbst recht zu wissen was ich that, nach Diana's und Cyprianens Zimmer.

„Ich legte das Ohr an die Thür, hörte aber kein Geräusch.

„Sie schlafen wahrscheinlich, dachte ich und verwünschte schon meinen Argwohn. Indessen suchte meine Hand unwillkürlich den Drücker und die Thür öffnete sich. Erschrocken über mein Beginnen trat ich anfangs wieder zurück; dann aber sah ich mich im Zimmer um ... der Mond schien auf die beiden schneeweißen Betten ... und sie waren leer."

„Ist dies Alles?" fragte Etienne.

„Ja," antwortete Roger; „verlangst Du noch mehr?"

„Was Du gesehen hast ist sonderbar," entgegnete der Maler; „aber was ich gesehen habe ist noch sonderbarer. Ich hätte das Geheimniß, welches die beiden Mädchen umgiebt, vielleicht ergründen können, aber ich habe es nicht gewollt. Auch ich begegnete ihnen einmal in den Gängen des Schlosses, ohne daß sie

mich bemerkten. Sie gingen an der Thür Penhoëls vorüber und ich glaubte, sie würden bei der gnädigen Frau eintreten ... Aber auch hier blieben sie nicht stehen, und weiter hin ist nur noch das Zimmer, welches Herr von Blois bewohnt."

„Sie gingen also zu Diesem?" fragte Roger lebhaft.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Maler. „Der Gang bildet einen Winkel und ich verlor sie aus dem Gesicht."

„Und Du gingst ihnen nicht nach?"

„Nein."

„Also diesen Robert besuchten sie, und es hat mir immer geschienen, als ob sie ihn haßten!"

„Sie hassen auch die beiden Pontalès," sagte Etienne mit unwillkürlich gedämpfter Stimme, „und doch habe ich sie nach Mitternacht in's Schloß gehen sehen!"

„In das Schloß Pontalès?" rief Roger höchst erstaunt.

„Allerdings ... aber damals war kein Mondschein, und ich würde sie nicht erkannt haben, wenn ich nicht gehört hätte, daß Diana zu ihrer Schwester sagte: Hilf mir.

„Sie traten Beide an die Parkmauer und Cypriane half ihrer Schwester beim Uebersteigen derselben."

„Und dann?“ fragte Roger, der kaum zu athmen vermochte.

„Ich kam zu Pferde von la Gacilly,“ erwiderte der Maler, „und Du kannst glauben, daß mir das Herz nicht wenig klopfte. Aber ich bin nicht wie Du, Roger, und ich hätte nie das Zimmer der beiden Töchter Johanns von Penhoël geöffnet. Ich setzte meinem Pferde die Sporen ein und jagte fort durch den Wald.“

„O, Du liebst nicht! Du liebst nicht!“

„Ich sage Dir nur so viel, daß ich mich nie verheirathe, wenn Diana von Penhoël nicht meine Gattin wird,“ versetzte Etienne. „Sonst dacht' ich nicht oft an die Zukunft; jetzt aber denke ich fortwährend daran, weil Diana meine einzige Hoffnung ist. Sie mag ihr Geheimniß für sich behalten, ein Herz wie das ihrige kann nur edle Gefühle und fromme Gedanken hegen.“

Roger schwieg fortwährend ohne aufzublicken.

„Jedermann in der Gegend, der Aermste wie der Reichste, weiß, daß ein Unglück über dem Hause Penhoël schwebt,“ fuhr der Maler fort. „Gott bedient sich zuweilen eines schwachen Kindes, um die Macht des Bösen zu bekämpfen.“

Etienne unterbrach sich plötzlich und seine bisher langsame und bewegte Stimme wurde kurz und entschieden.

„Was geht mich übrigens dies Alles an?“ rief er aus. „Ich habe einen lieblichen Traum gehabt, aus dem ich nun erwacht bin. Mag Diana ein Engel sein oder eine Sünderin, ich sehe sie morgen zum letzten Male.“

„Was sagst Du?“ fragte Roger erschreckend.

Während dieses Gesprächs waren die beiden Freunde an den nach dem Port Corbeau führenden Abhang gekommen. Hier blieben sie wie auf Verabredung stehen und der Maler lehnte sich an die steinerne Brustwehr.

„Diesen Morgen,“ hob er wieder an, „hat mir Herr Robert von Blois, welcher jetzt auf dem Schlosse zu gebieten scheint, meine Arbeiten bezahlt und mir angezeigt, daß man meiner nicht mehr bedarf.“

„Aber hast Du nicht mit Penhoël darüber gesprochen?“ rief Roger, indem er die Hand seines Freundes ergriff.

„Ich habe mit ihm gesprochen,“ erwiderte Etienne in schmerzlichem Tone, „und ich reise morgen nach Paris zurück.“

In dem Augenblicke als der junge Maler diese Worte aussprach, ließ sich unterhalb der Terrasse ein schwacher Ruf vernehmen.

Die beiden Freunde lehnten sich zu gleicher Zeit über die Brustwehr und sahen zwei weiße Gestalten vorüberschlüpfen.

„Das sind sie!“ rief Roger.

Er wollte den beiden Mädchen nacheilen, aber Etienne hielt ihn mit Gewalt zurück, indem er sagte:

„Du bleibst hier und bist glücklich ... Wenn Du mir glaubst, so wache über sie, um sie zu beschützen, und nicht um sie zu belauschen!“

V.

Mutter und Tochter.

Wir befinden uns im Zimmer des Engels von Penhoël und erblicken hier ein Bett, dessen durchsichtige Mousselinvorhänge an der hinteren Wand ein Bild der heiligen Jungfrau erkennen lassen, ferner einige Sessel mit gestickten Sitzen, von der Vicomtesse eigenhändig gearbeitet, und auf einem kleinen Bücherregale eine Anzahl Jugendschriften.

Es war kurz nach dem Unfalle, der den Ball im Garten gestört hatte. Der gute Oheim Johann, die gnädige Frau und ihre Tochter befanden sich im Zimmer.

Blanca war noch bleich und angegriffen und schien nahe daran zu sein, von Neuem die Besinnung zu verlieren.

Ihre Mutter saß in einer Bergère und hielt sie mit ihren Armen umschlungen. Die unglückliche Frau

bemühte sich, ihrem Gesichte einen heiteren Ausdruck zu geben, aber es sprach eine gänzliche Entmuthigung aus demselben.

Der Oheim Johann war an der Thür stehen geblieben und betrachtete mit feuchten Augen die Vicomtesse und ihre Tochter.

Die Ohnmacht Blanca's allein konnte einen so heftigen Eindruck nicht gemacht haben, sondern es mußte hinter diesem zufälligen Ereignisse noch anderer und geheimer Kummer verborgen sein.

Blanca's Kopf, dessen zarte und reine Umrisse von Alabaster gebildet zu sein schienen, ruhte auf der Lehne des Stuhls.

„Es wird vorübergehen," sagte Martha von Penhoël mit erzwungenem Lächeln; „fühlst Du irgendwo einen Schmerz, mein gutes Kind?"

„Das Athmen wird mir so schwer!" erwiderte Blanca, indem sie die Hand auf ihre Brust legte.

„Beruhige Dich, es wird vorübergehen," wiederholte die Vicomtesse mit schwacher Stimme.

Dann bat sie den Oheim Johann durch einen Wink, sich zu entfernen.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ der alte Mann sogleich das Zimmer und man hörte einige Augenblicke das Geräusch seiner Holzschuhe auf dem Gange.

Blanca blieb mit ihrer Mutter allein. Diese hatte sich nicht wegen der Anwesenheit des Oheims

zum Lächeln gezwungen, denn ihr Blick wurde jetzt noch freundlicher und liebevoller.

„Richte Dich ein wenig auf, mein Kind," sagte sie; „Dein Kleid ist wahrscheinlich zu eng."

„O nein," entgegnete Blanca, „Du weißt ja, Mutter, daß es erst vor einigen Tagen weiter gemacht worden ist."

„Gleichviel, es muß Dir noch immer zu eng sein, da Dir das Athmen beschwerlich wird."

„Nein, es ist nichts," versetzte Blanca, die sich in kindlicher Einfalt gegen den Augenschein sträubte, „ich wachse, liebe Mutter... aber in vier Tagen habe ich doch nicht stärker werden können?... Hast Du in Deiner Jugend keine solchen Zufälle gehabt?"

Die Augenlider der Vicomtesse senkten sich und sie antwortete nicht.

„Aber ich glaube wirklich, Du hast Recht, Mutter," hob Blanca wieder an, indem sie abermals die Hand auf ihre beengte Brust legte; „mein Corset drückt mich! Wenn es so fort geht, muß ich mir Oberröcke machen lassen wie die Frau Adjunktin. Ach, ich bin sehr unglücklich!"

„Thörigtes Kind!" erwiderte die Mutter; „Du mußt auch eine kleine Unannehmlichkeit ertragen können, wenn Du ein großes und schönes Mädchen werden willst."

„Meine Cousinen Diana und Cypriane sind auch groß und schön, aber ich habe sie nie so leiden sehen."

„Du weißt es nur nicht mehr, mein Kind.“

Das junge Mädchen stieß einen Seufzer aus, an welchem ihre kindliche Koketterie mehr Antheil hatte als der Schmerz. Mit Anstrengung erhob sie sich ein wenig und die Vicomtesse öffnete ihr auf dem Rücken das Kleid.

Dieses zeigte in der That die Spuren einer stattgefundenen Aenderung; aber es war nicht nur ein Mal, wie Blanca glaubte, erweitert worden. Schon fehlten drei Falten am Leibchen, von denen die beiden ersten ohne ihr Wissen von der Mutter eigenhändig aufgetrennt worden waren.

Die gelös'ten Hefte ließen jetzt das Corset sehen, zwischen dessen beiden Fischbeinstäben ein breiter Zwischenraum war.

„Schnell, schnell, Mutter, ich ersticke!“ flüsterte Blanca, deren Athemzüge immer beschwerlicher wurden.

Die Hand der Vicomtesse zitterte, während sie die Schnur des Corsets lös'te. Von dem gewaltsamen Drucke befreit, dehnten sich die Rippen des jungen Mädchens aus und ein tiefer Athemzug des Wohlbehagens hob ihren Busen.

„Ja, Du hattest Recht, Mutter,“ sagte sie erleichtert; „das abscheuliche Corset schnürte mir die Brust zusammen... jetzt ist es mir, als wäre ich im Paradiese!“

5*

Das Auge der gnädigen Frau blickte starr auf den Rücken ihrer Tochter, wo die Falten des Hemdes wie angeklebt haften blieben, und sie maß die Entfernung zwischen den beiden Hälften des Corsets, als hätte sie sich die plötzliche Gewalt, durch die sie getrennt worden waren, erklären wollen.

Vorhin, ehe das Kleid geöffnet war, hatte Blanca eine schlanke Taille, da ihre weichen und elastischen Formen sich dem heftigen Drucke gefügt; aber jetzt, nachdem das Corset gelös't war, erschien ihre Gestalt fast unförmlich.

„Was machst Du denn noch, Mutter?“ fragte sie.

Die Vicomtesse bemühte sich vergebens, ihre feuchten Augen zu trocknen und strich die blonden Haare ihrer Tochter sanft zurück, um einen liebevollen Kuß auf ihre Stirn zu drücken.

„Ich sagte es Dir ja, mein Kind,“ flüsterte sie, „daß es nichts zu bedeuten hat. Junge Mädchen haben oft dergleichen Zufälle, die eben so schnell vorübergehen, als sie kommen. Denke nicht mehr daran.“

„Meine gute Mutter!“ rief Blanca, ihre Liebkosungen erwidernd, „Du heilst und tröstest mich immer!... Ohne Dich würde ich zuweilen fürchten, daß ich sterben muß, wenn ich diese Anfälle bekomme.“

„Sterben?“ wiederholte Martha von Penhoël, indem sie ihre Tochter auf den Schooß nahm.

„Ach Du weißt es gar nicht, Mutter! ... Sonst als Kind, war ich oft krank, aber es war ganz verschieden von dem was ich jetzt empfinde. Es zuckt plötzlich etwas in mir, mein Athem stockt und es überfällt mich ein heftiger Schwindel.“

Frau von Penhoël blickte starr vor sich hin und die Worte des Engels glitten ungehört an ihrem Ohr vorüber.

Während der entstandenen Pause wechselten Röthe und Blässe mehrere Male auf ihren Wangen und sie öffnete den Mund, als ob sich eine Frage hervordrängen wollte, die sie sich auszusprechen scheute.

Nach einigen Sekunden drückte sie ihre Tochter fast mit Ungestüm an die Brust und es gelang ihr durch eine gewaltsame Anstrengung ihrem Gesicht einen heiteren Ausdruck zu geben.

„Wir wollen mit einander plaudern, mein Kind,“ sagte sie dann. „Du sitzest wie früher auf meinem Schooße ... weißt Du noch, wie gern Du so des Abends einschliefst?“

„Ja, ich fühle mich so wohl an Deinem Busen!“ lispelte Blanca, indem sie die Augen halb schloß und ihre Mutter zärtlich anblickte.

„Und ehe Du einschliefst,“ fuhr diese fort, „sagtest Du mir Alles, was Du am Tage gethan hattest... Damals hattest Du kein Geheimniß vor mir...“

„Habe ich denn jetzt eines?“ fragte Blanca erstaunt.

„Ich weiß es nicht," antwortete Frau von Penhoël zögernd; „junge Mädchen haben gern Geheimnisse..."

„Gegen Dich, liebe Mutter," unterbrach sie der Engel, „bin ich aufrichtig wie die Wahrheit selbst... ich zeige Dir mein ganzes Herz und könnte Dir meine Gedanken eben so wenig verhehlen als dem lieben Gott."

Eine unendliche Freude strahlte in den Augen der Mutter und sie sprach weiter, indem sie jedes Wort durch einen Kuß auf Blanca's Wange unterbrach:

„Ich glaube Dir... könnte es auch anders sein? ... weißt Du nicht, wie sehr ich Dich liebe?... Und dennoch..."

Sie hielt inne; eine Wolke trübte schon wieder ihre Freude.

„Und dennoch?" wiederholte Blanca lächelnd.

„Mein Gott! mein Gott!" betete die Vicomtesse im Stillen, während ihre erzwungene Heiterkeit die zurückgekehrte Seelenangst nur unvollkommen verbarg; „gieb, daß ich mich irre und verdoppele dafür die Last meines übrigen Kummers!... Ich wollte sagen," sprach sie laut, „daß es nicht Deine Schuld wäre, mein liebes Kind... ein junges Mädchen kennt ihr eigenes Herz nicht genau... ich weiß ja, wie es mir in Deinem Alter ging. Ich war eben so wie Du, Blanca, doch nicht so schön, und ich hatte meine Mutter verlo-

ren... Ach, wenn ich meine Mutter behalten hätte, mein gutes Kind, wie Du die Deinige, so glaube ich gewiß, daß es anders mit mir gekommen wäre!... Doch was sage ich?“ fuhr sie fort, indem sie aus ihrem Muthe die Kraft schöpfte, noch heiter zu sein; „Du glaubst am Ende, ich bin unglücklich!“

Blanca, die sich einen Augenblick ängstlich aufgerichtet hatte, legte ihren Kopf jetzt von Neuem an den Busen ihrer Mutter. Nachdem ihr Unwohlsein vorüber war, äußerten sich die Folgen der Anstrengungen des vergangenen Tages und der Schlaf senkte sich auf ihre müden Augen herab.

Frau von Penhoël bemerkte dies, aber demohngeachtet konnte sie sich noch nicht entschließen, die Frage auszusprechen, welche ihr beständig auf den Lippen schwebte.

Wer in dieses von einer furchtbaren Angst gequälte Herz hätte blicken können, für den würde die scheinbar so ruhige Scene einen entsetzlichen und tief ergreifenden Charakter angenommen haben.

Ein Unglück schwebte drohend über dem friedlich schlummernden Mädchen. Ihre Mutter hatte ein fürchterliches, entsetzliches und so außerordentliches Geheimniß entdeckt, daß es unmöglich zu sein schien.

Aber die Vergangenheit Martha's von Penhoël hatte ein ähnliches Geheimniß, das ihr den Glauben an das Unmögliche geben konnte.

Anfangs hatte sie indessen gezweifelt. Wie hätte sie auch nicht zweifeln sollen, angesichts einer so reinen und strahlenden Unschuld? Die Aufrichtigkeit des Engels sprach gewissermaßen lauter als der Augenschein selbst.

Wenn der wohlthuende Zweifel in ihr aufstieg, hieß sie ihn mit Freuden willkommen. Sie hoffte dann und ihre Befürchtungen dünkten ihr eine Thorheit. Sobald aber ihre eignen Erinnerungen den Augenschein unterstützten, glaubte sie von Neuem und sank in völlige Entmuthigung zurück.

In diesen Alternativen lebte sie seit mehreren Tagen. Jetzt eben hatte der Augenschein seine Rechte wieder eingenommen; Martha von Penhoël hatte gesehen und so zu sagen gefühlt. Aber vor die harte und unerbittliche Wahrheit stellte sich das ruhige Antlitz des holden Kindes; ihre heitere Stirn war ein fleckenloser Spiegel, ans dem eine Seele sprach, welche nichts Böses kannte.

Die Frage, welche schon längst auf den Lippen der Vicomtesse schwebte, würde ihrer Ungewißheit wahrscheinlich ein Ende gemacht haben; aber sie fand keine Worte, um sie auf schickliche Weise auszusprechen. Noch immer dachte sie darüber nach, und schon hatten sich die müden Augen Blanca's fast gänzlich geschlossen.

„Willst Du nicht zum Tanze zurückkehren?“ fragte Martha plötzlich mit erneuter Freundlichkeit.

„Ich bin so müde!“ flüsterte Blanca, ohne den Kopf vom Busen ihrer Mutter zu erheben.

„Wenn früher von einem Balle die Rede war, wußtest Du nichts von Ermüdung, wäre sie auch noch so groß gewesen. Du findest also kein Vergnügen mehr am Tanze?“

„O ja, noch immer!“ erwiderte Blanca, indem sie die Augen ein wenig öffnete.

„Sage mir doch,“ versetzte die Vicomtesse mit etwas zitternder Stimme, „welchen von den jungen Männern, die in Penhoël sind, Du am liebsten hast?“

Blanca antwortete nicht sogleich, doch endlich sagte sie:

„Das weiß ich selbst nicht.“

Frau von Penhoël faßte ein wenig Muth im Verlaufe des mit so großer Angst begonnenen Verhörs.

„Wir wollen sie einmal durchgehen,“ fuhr sie fort; „ist es Roger von Launoy?“

„Ich habe Robert sehr lieb.“

„Oder Etienne Moreau?“

„Er ist gut ... aber ...“

„Oder Allain Pontalès?“

„Nein ... er kommt mir hochmüthig und boshaft vor.“

„Oder vielleicht Herr Robert von Blois?“ fragte die Vicomtesse mit unwillkürlich gedämpfter Stimme.

Blanca öffnete die Augen ganz und sah ihre Mut-

ter staunend an, indem sie mit einem vorwurfsvollen Ausdrucke erwiderte:

„Herr Robert von Blois? ... O, wie kannst Du das glauben!“

Frau von Penhoël athmete freier und küßte sie herzlich.

„Du willst mir also nicht sagen, wen Du am liebsten hast?“ hob sie wieder an.

„Der, den ich vorziehe, ist nicht in Penhoël,“ antwortete der Engel hoch erröthend; „seitdem mein Vetter Vincenz auf der See ist, denke ich oft an ihn und sehne mich nach ihm. Dies sollte ich eigentlich nicht thun,“ setzte sie mit einer Wolke des Unmuths hinzu, „denn er hat nicht einmal von mir Abschied genommen!“

Die Vicomtesse wurde plötzlich nachdenkend, denn auf Vincenz hatte sich ihr Argwohn nie gerichtet. Ihre Erinnerungen zeigten ihr sein bleiches Gesicht und seine stets auf Blanca gehefteten Augen.

„Vincenz?“ sagte sie dann, fast ohne zu wissen, daß sie sprach. „Bist Du zuweilen mit ihm allein gewesen, mein Kind?“

„Ich bin jeden Tag mit ihm allein gewesen,“ antwortete Blanca lachend.

„Jeden Tag?“ wiederholte Frau von Penhoël mechanisch. „Und sagte er Dir zuweilen, daß er Dich liebte?“

„Nein, er wagte es nicht.“

„Er hat es Dir also nie gesagt?“

„Nie, liebe Mutter.“

Die Vicomtesse hatte schon die Lösung des Räthsels zu finden geglaubt, aber jetzt wurde es ihr unerklärlicher als je, denn Blanca war keiner Lüge fähig.

Diese hatte bisher die Beweggründe der Fragen ihrer Mutter nicht geahnet; aber noch ein Wort und sie errieth vielleicht Alles.

Und doch mußte Frau von Penhoël Aufklärung haben ...

„Der arme Vincenz!“ sagte sie, aufs Gerathewohl einen Uebergang suchend; „er hat lange nichts von sich hören lassen.“

„Ja wohl!“ seufzte Blanca, „sehr lange ... es sind schon fünf Monate!“

Die Vicomtesse beobachtete sie im Stillen. Ihr Gesicht blieb ruhig und zeigte kaum einen leichten Anflug von Wehmuth.

Wenn Blanca's Herz bei dem Namen ihres Vetters höher schlug, so war es offenbar nur eine kindliche und unschuldige Vorliebe. Dies konnte sich später ändern und ein anderes Gefühl werden, aber jetzt war es noch keine eigentliche Liebe.

„Du siehst,“ sagte Frau von Penhoël, „daß Du ein Geheimniß hattest, das ich nicht kannte!“

„Wenn ich gewußt hätte, daß dies ein Geheimniß war,“ entgegnete Blanca, welche der Schlaf von Neuem

übermannte, „so hätte ich es Dir gewiß längst mitgetheilt.“

Die Vicomtesse war noch einen Augenblick unschlüssig, bis sie endlich mit leicht gerötheten Wangen die letzte Frage hervorstammelte:

„Und ein Andrer als Vincenz hat Dir nicht gesagt, daß er Dich liebt?“

„Wenn ein Andrer dies gethan hätte, so würde ich mich erzürnt haben,“ antwortete Blanca.

„Also hast Du sonst kein Geheimniß?“

„Nein, Mutter.“

Blanca's Augen schlossen sich gänzlich und ihre Mutter betrachtete sie mit liebevoller Zärtlichkeit, während sie sie sanft an ihrem Herzen wiegte.

„Liebe Mutter,“ stammelte Blanca nach einer Pause mit schlaftrunkener Stimme, ohne die Augen zu öffnen, „ich habe mich geirrt ... ich habe noch ein Geheimniß und ich will es Dir mittheilen ... Eines Abends im vergangenen Frühjahre war ich in der Laube am Ende des Gartens eingeschlafen ... hörest Du auf mich, Mutter?“

Frau von Penhoël hatte sich ängstlich und aufmerksam emporgerichtet, und sie beantwortete die Frage ihrer Tochter nur damit, daß sie ihren Arm stärker drückte.

„Da hatte ich einen entsetzlichen Traum,“ sprach diese weiter.

„Es war mir als, ob ein Mann bei mir wäre, der

mich mit aller Kraft an sein Brust drückte ... der Athem verging mir und ich fühlte seinen glühenden Hauch im Gesicht ...“

Martha von Penhoël war leichenblaß geworden und aus ihren weit geöffneten, starren Augen sprach eine unbeschreibliche Angst.

„Die Träume sind doch etwas Sonderbares!“ fuhr Blanca fort. „Ich wußte, daß ich schlief und dennoch konnte ich nicht erwachen. Es ging etwas Eigenthümliches in mir vor, was ich weder vorher noch nachher empfunden habe ... aber das Merkwürdigste ist, daß ich, als ich endlich erwachte, wirklich einen Mann zu sehen glaubte, der ins Gebüsch entfloh.“

„Erkanntest Du ihn nicht?“ fragte Martha mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Nein, aber auf dem Rückwege ins Schloß begegnete ich Herrn Robert von Blois.“

„Robert von Blois?“ wiederholte die Vicomtesse, deren Auge in einem düstern Feuer glänzte.

„Nicht wahr, dies ist sonderbar?“ versetzte Blanca, während sich ihre Augenlider von Neuem senkten.

Bald wurden ihre Athemzüge regelmäßig und geräuschvoller. Sie schlief.

Aber sie hatte genug gesagt. Mehr brauchte Martha von Penhoël nicht zu wissen.

Einen Augenblick war sie unbeweglich, als hätte

sie ein Blitzstrahl getroffen; dann legte sie unwillkürlich ihre zitteernde Hand auf den Leib ihrer Tochter.

„Sie ist gefallen wie ich, und unschuldig wie ich!“ schluchzte sie dann. „Mein Gott, was habe ich gethan, daß Du mich noch in meinem Kinde bestrafst?“

Sie nahm Blanca in ihre Arme und trug sie, fortwährend schlummernd, auf das Bett; dann sank sie in einen Lehnstuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Mein Gott! mein Gott!“ rief sie in heiße Thränen ausbrechend, „Du hast mir von früher Jugend an mein Glück geraubt, und ich habe nicht gemurrt! ... ich habe eine Fremde meine Stelle einnehmen sehen, ohne zu klagen! ... Aber meine Tochter! großer Gott! meine Tochter! ... gegen diesen Schlag bin ich zu schwach! habe Mitleid mit mir, mein Gott, denn ich bin eine unglückliche Verlassene ... ich habe keine Stimme, die mich tröstet, keine Hand, die mich vertheidigt!“

In diesem Augenblicke glaubte sie neben sich einen doppelten Seufzer zu hören.

Sie schlug die Augen auf: Cypriane und Diana knieten an ihrer Seite und bedeckten ihre Hände mit Küssen.

VI.

Diana und Cypriane.

Die beiden Töchter des Oheims Johann wurden auf dem Schlosse Penhoël nicht ganz als Kinder des Hauses betrachtet. Sie gehörten wohl zur Familie, aber man ließ eine so große Entfernung zwischen ihnen und ihrer Cousine Blanca, daß sie sich nicht auf gleiche Stufe mit ihr gestellt sehen konnten.

Blanca war die Erbin, das wirkliche Fräulein von Penhoël. Die Töchter des Oheims bezeichnete man nur sehr selten mit diesem Namen; die Landleute nannten sie „die kleinen Mamsells," und die Gesellschaft schlechtweg „die Kleinen."

Der Oheim Johann hatte selbst dazu beigetragen, die Entfernung zwischen seinen Töchtern und ihrer Cousine zu vergrößern, denn er hatte sie von Jugend auf daran gewöhnt, Blanca's Wiege mit einer gewissen Ehrerbietung zu betrachten. Sie durften sich nicht

kleiden wie Blanca und er gestattete ihnen nie einen andern Anzug als den der Landmädchen des Morbihan.

Schon seit langer Zeit lebte er nur von der Unterstützung seiner Verwandten der älteren Linie. Früher hatte er den Degen getragen und war ein tapferer Soldat gewesen; aber während er sich am andern Ende Frankreichs schlug, verkauften die allzu eifrigen Vertreter der Republik im Bezirk von Redon sein bescheidenes Erbtheil an den Meistbietenden.

Als er in seine Heimath zurückkehrte, fand er ein Asyl bei dem alten Commandanten von Penhoël, dem Vater Ludwigs und René's, und seitdem hatte er das Schloß nicht wieder verlassen.

Ehe er Soldat wurde, war er ein armer Landedelmann, der kaum mehr besaß als der einzige Pächter seines Vaters. Er hatte nicht viel gelernt und die Erziehung, die er seinen Töchtern gegeben, beschränkte sich auf das zweifache Prinzip, die Grundregel seines eigenen Lebens: „Verehret Gott und liebet Penhoël.“

Cypriane und Diana liebten Penhoël, wie sie Gott verehrten. Es war eine leidenschaftliche, unwandelbare, grenzenlose Zuneigung, die ihre Wurzeln in den ersten Tagen ihrer Kindheit hatte und mit den Jahren eher zu- als abnahm.

Alles was den Namen Penhoël trug, war ihnen theuer und heilig. Sie achteten den Vicomte, obgleich sie seine Fehler besser als irgend Jemand kann-

ten; für Blanca hegten sie fast eine mütterliche Liebe und hinsichtlich der gnädigen Frau gingen sie weit über die Vorschriften ihres Vaters hinaus, denn diese verehrten sie eben so als Gott.

Frau von Penhoël aber erwiderte die hingebende und zugleich ehrerbietige Liebe der beiden Mädchen keineswegs mit der nämlichen Zärtlichkeit. Sie war freundlich und wohlwollend gegen sie wie gegen Jedermann, allein dies war auch Alles, und ein scharfsichtiger Beobachter hätte in ihrem Benehmen gegen die beiden Schwestern eine gewisse Kälte entdecken können, die eigentlich nicht in ihrem Charakter lag.

Dies war um so auffallender, da Martha den Oheim Johann wie einen Vater behandelte und sich bemühte, ihn für die oft rohe Unfreundlichkeit des Vicomtes zu entschädigen. Diana und Cypriane aber beklagten sich nicht, ihre Hingebung und Zuvorkommenheit blieb sich stets gleich.

Die beiden Mädchen hatten ihre Mutter kaum gekannt, denn sie war kurz nach ihrer Geburt gestorben. So waren sie schon als Kinder ein wenig vernachlässigt worden, und als sie älter wurden, genossen sie eine unbeschränkte Freiheit. Niemand auf dem Schlosse dachte daran, sie zu beaufsichtigen. Der Oheim Johann hatte volles Vertrauen zu ihnen, der Vicomte verlangte nichts von ihnen, als daß sie ihm einmal von Zeit zu Zeit ein bretagnisches Lied mit

Begleitung ihrer Harfen vorsangen, und die gnädige Frau schien es sorgfältig zu vermeiden, über ihre Handlungen Rechenschaft von ihnen zu fordern.

Sie gingen immer allein oder in Begleitung Etiennes und Rogers, welche sie zuweilen suchten, ohne sie zu finden, denn die Lebensweise Diana's und Cyprianens hatte ihre geheimnißvolle Seite.

Sie waren der Abgott aller Landleute zwischen Redon und Carentoir. Man liebte Blanca zwar auch, aber es lag zuviel Ehrerbietung in der Liebe, die man ihr schenkte. Man sah sie nicht oft und nicht nahe genug, während kein Tag verging, ohne daß die Bewohner der umliegenden Dörfer Gelegenheit fanden, Diana und Cyprianen zu begrüßen.

Und manche Leute sagten, daß man ihnen nicht allein am Tage, sondern auch des Nachts begegnete, wenn der Mond sein bleiches Licht über die Haide goß. ...

Aber dies waren Märchen, zu denen die Phantasie das Ihrige beigetragen hatte.

Soviel stand fest, daß die beiden Schwestern eben so gut waren als ihr Vater, der beste Mensch auf Gottes Erdboden, und wie ihre verstorbene Mutter, deren sich noch Jedermann erinnerte; daß sie schöner waren als die Engel auf den Altarbildern der Kirche und daß sie nach der Aussage der älteren Leute dem abwesenden Ludwig von Penhoël sehr ähnlich sahen.

Vor der sogenannten Gesellschaft dagegen hatten Cypriane und Diana noch keine Gnade finden können. Der Chevalier von Kertpichel und seine Gemahlin, die drei Vicomtes, die verwittwete Madame Clara Lebihinic, die Demoiselles Babouin des Rozeaux de l'Etang, ihr Bruder Numa und die übrigen Notabilitäten sahen mit stolzer Geringschätzung auf sie herab. Die Romanze, die Arie und die Cavatine sagten einem Jeden, der es hören wollte, daß diese kleinen Bettelbirnen eine wahre Schande für die Gegend wären.

Auch der Advokat Lehivain, genannt Macrocephalus, sowie Herr Robert von Blois und sein Diener Blaise verachteten sie aus tiefster Seele, und selbst der mächtige Marquis von Pontalès hatte eine entschiedene Abneigung gegen sie.

Allein sie schienen sich darum wenig zu kümmern, denn sie waren stets heiter und nur Etienne und Roger hatten zuweilen, doch nur höchst selten, ihre Stirnen umwölkt gesehen.

Sie waren jetzt ungefähr achtzehn Jahr alt und Beide besaßen einen Charakter, den man studieren mußte, da er sich nicht errathen ließ. Ohngeachtet ihrer großen Jugend trugen sie eine undurchdringliche Maske, und diese Maske war eben ihre Heiterkeit.

Zu der Zeit, da wir sie im Salon von Penhoël mit Roger von Launoy scherzen und lachen sahen, war ihr kindlicher Frohsinn nicht erzwungen. Die Familie

war damals glücklich und wenn auch die Vicomtesse einen geheimen Kummer hatte und der Vicomte zuweilen einen unerklärlichen Argwohn an den Tag legte, so kannten die Bewohner des Schlosses doch keine andere Sorge als die langweilige Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen.

Jetzt aber hatte sich Alles geändert. An die Stelle des ruhigen Landlebens, bei dem man alt wird, ohne gelebt zu haben, war ein dumpf grollender Sturm getreten.

Aeußerlich war davon wenig zu sehen und nur einige unbestimmte Symptome ließen die Umgebung das tödtliche Fieber ahnen, welches die Familie Penhoël verzehrte.

Sogar im Schlosse selbst kannte nicht Jedermann die Größe des Uebels. Aber Cypriane und Diana hatten, anfangs durch Zufall und später durch die Kraft ihres Willens, unheildrohende Geheimnisse entdeckt.

Sie sahen in ihrer Nähe einen verborgenen Kampf, der mit dem Untergange und der Entehrung Penhoëls enden mußte.

Auf der eine Seite standen Robert von Blois, der Advocat Lehivan, der alte Marquis von Pontalès und andere untergeordnete Verbündete, die aus gemeinschaftlichem Interesse fest zusammenhielten und sich im Besitze der schon errungenen Vortheile stark fühlten;

auf der andern der Vicomte von Penhoël und seine Gemahlin.

Der Vicomte war nie ein starker Geist gewesen; aber die letzten drei Jahre lasteten wie ein halbes Jahrhundert auf ihm. Er war nicht mehr der Schatten seiner selbst. Die wenige Energie, welche er früher besessen, hatte sich durch die Entmuthigung, sowie durch den Trunk abgestumpft, dem er sich ergeben hatte, weil er für ihn das einzige Mittel war, um die ihn beständig quälenden Gedanken zu verscheuchen. Martha von Penhoël dagegen besaß ein edles und muthiges Herz. Im ersten Augenblicke hatte sie sich tapfer zwischen ihren Gemahl und seine Feinde gestellt, aber bald war ihr Widerstand durch einen geheimnißvollen Schlag plötzlich gebrochen worden, und sie vertheidigte sich nicht mehr.

So trafen die Streiche der gegen Penhoël verbündeten Feinde einen wehrlosen Gegner und sein Untergang rückte unaufhaltsam näher.

Es war sogar zu verwundern, daß der Kampf noch fortdauern konnte, und der Sturz des Hauses Penhoël würde auch schon längst erfolgt sein, hätte nicht eine geheimnißvolle und den Siegern sowohl als den Besiegten unbekannte Hand mehr als einmal das unglückliche Ende des Drama's verzögert.

Cypriane und Diana wirkten im Stillen mit allen ihren Kräften dafür. Sie waren jung, unerfahren und

ganz allein auf sich beschränkt; aber unter ihrer jungfräulichen Schönheit schlummerte ein männlicher Muth.

Sie arbeiteten mit unermüdlicher Ausdauer an einem Werke, vor dem mancher starke Mann zurückgeschreckt sein würde.

Sie erriethen den Haß, der Alles um sie her vergiftete, und an Warnungen hatte es ihnen nicht gefehlt, denn eine prophetische Stimme, zu der sie Vertrauen hegten, hatte ihnen oft gesagt, daß dieser Kampf der Verzweiflung mit dem Tode endigen würde.

Der Tod, für sie, zwei junge, reizende Mädchen, die kaum zu lieben begonnen hatten! ...

Zuweilen hofften Diana und Cypriane auf eine glückliche Zukunft, erstere mit Etienne und letztere mit Roger; die weibliche Schwäche gewann einen Augenblick die Oberhand und eine Thräne stahl sich unter ihren gesenkten Wimpern hervor; aber dies währte nicht lange, und wenn sie wieder aufblickten, sprach eine ruhige und heitere Unerschrockenheit aus ihren kindlichen Zügen. Sie hatten sich verstanden; sie mußten kämpfen, und zwar allein, denn sie liebten schon zu sehr, um Roger oder Etienne an ihrer schweren Aufgabe zu betheiligen, bei der es sich um Leben und Tod handelte.

Und hätten sie auch noch hundertmal stärker geliebt, so würden sie doch nicht daran gedacht haben, das begonnene Werk aufzugeben.

Ueberdies gab es auch Momente, wo sie auf den Sieg hofften; dann sahen sie die vor ihnen aufgethürmten Hindernisse und Schwierigkeiten nicht und ihr freudetrunkenes Herz hüpfte im Voraus in der Brust. Dies hielt sie aufrecht. Der Muth allein, so groß er gewesen wäre, hätte nicht genügt, sondern es bedurfte der Illusionen und Hoffnungen.

Hierbei fand ihre vollkommene Unkenntniß des Lebens und ihre kindliche Einfalt, die ihnen in der Ferne einen offenen Weg durch die Unmöglichkeit zeigte, eine mächtige Stütze in der romanhaften Richtung ihres Geistes.

Sie waren aus dem Lande, wo die Traditionen schöne Feenmährchen sind und wo die poetische und melancholische Phantasie beständig den Schleier zu lüften sucht, der die überirdischen Dinge verhüllt. Das Lesen hatten sie in den alten Büchern der Schloßbibliothek gelernt, die fast nur aus längstvergessenen Romanen und Dichtungen bestand, Benedict Haligan hatte sie als Kinder oft auf seinem Schooße gewiegt und ihnen mit seiner hohlen Stimme und seinem schwermüthigen Lächeln die wunderbaren Legenden erzählt, mit denen sein Gedächtniß angefüllt war. Endlich hatte selbst das Andenken, welches ihr Oheim, der ältere Penhoël, in der Gegend zurückgelassen, einen tiefen Eindruck auf ihre jugendlichen Gemüther hervorgebracht.

Man sprach unaufhörlich von seinem geheimniß-

vollen Verschwinden und dies war für Diana und Cypriane ein Roman, aber ein wahrer Roman, der sie nahe berührte und ihnen gewissermaßen als Brücke diente, um Alles zu glauben, was in den alten Büchern der Bibliothek stand.

Mit den Jahren hatte sich jedoch ihr Glaube modificirt. Ihr natürlicher Verstand hatte nach und nach das Unmögliche und Unsinnige zu unterscheiden gelernt, aber die Liebe zum Wunderbaren blieb vorherrschend.

Durch eine sonderbare Gedankenthätigkeit hatte sich diese von jetzt an unzerstörbare Tendenz von den alten Fabeln abgewendet, um die unbekannte Gegenwart in ein wunderbares Gewand zu kleiden.

Es gab einen Ort, der ihnen von ferne mit einem strahlenden Zauberlichte umgeben erschien und von dem sie Tag und Nacht träumten. Dieser Ort war Paris.

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, woher sie die Ideen genommen hatten, die sie sich von Paris machten. Für's Erste hatten sie Mancherlei von den guten Landleuten in der Umgegend gehört, für welche die Hauptstadt Frankreichs ein noch entfernteres und unbekannteres Land ist, als Amerika zu den Zeiten des Christoph Columbus. Sie hatten ferner die Bibliothek zu Rathe gezogen, deren alte Werke ihnen allerhand Aufschlüsse gaben, die der Wahrheit etwas näher kamen.

Außerdem waren unter den Krautjunkern der Nachbarschaft einige, die sich mit Stolz rühmten, vierzehn Tage ihres Lebens in der Hauptstadt zugebracht zu haben, und diese suchten etwas darin, ihre Eindrücke zu übertreiben und die Wahrheit auszuschmücken.

Cypriane und Diana hätten noch viel mehr von Robert von Blois und von den Pontalès erfahren können; aber von Letzterem entfernte sie eine unüberwindliche Abneigung, und Robert, mit dem sie gezwungenermaßen täglich in Berührung kamen, machte sich ein Vergnügen daraus, ihnen Fabeln über Fabeln aufzutischen.

Nicht viel besser war es mit dem jungen Maler Etienne Moreau. Allerdings war es bei ihm weder böser Wille noch Liebe zur Unwahrheit; aber sobald die Rede auf Paris kam, glänzten die Augen der beiden Schwestern und sie hörten ihm mit einer so gespannten Aufmerksamkeit zu, daß er unwillkürlich in Eifer gerieth. Die Farben des Gemäldes veränderten sich unter der feurigen Schilderung des jungen Mannes und die Wirklichkeit verschwand unter einem glänzenden poetischen Mantel.

Alle diese verschiedenen Mittheilungen und Notizen häuften und vermischten sich im Geiste der beiden Mädchen; sie vergaßen nicht eine einzige davon und bewahrten sie eifersüchtig wie einen theuren Schatz.

Sie hatten kein Mittel, um das Wahre vom Fal-

schen zu unterscheiden, denn so weit ihr Blick reichte, gab es für sie keinen Maßstab zu Vergleichungen.

Die größte Stadt, die sie in ihrem Leben gesehen hatten, war Redon, ein Ort von zweitausend Seelen.

Paris war für sie die Hölle und das Paradies, dort wurden alle Wunder möglich. Es war der große Weltschatz, aus welchem Jedermann nach Verhältniß seiner Kraft, seines Genies oder seiner Schönheit schöpfte.

Was man aber dagegen von der Schönheit, dem Genie oder der Kraft forderte, das wußten sie nicht und es kam ihnen auch nicht in den Sinn, danach zu fragen.

Nur zu oft dachten sie an das Glück Derer, welche in dieser glänzenden Arena kämpfen und siegen konnten. Dort wurde man reich und mächtig; man durfte sich dem Könige nähern, von dem sie mit einer religiösen Begeisterung sprechen hörten und dessen Macht der eines Gottes gleich zu kommen schien.

Arm kam man dahin und mit Gold beladen verließ man es wieder.

Und ihre Hände zitterten vor Lust und Begierde bei dem Gedanken an dieses nicht für sich selbst, sondern für Penhoël eroberte Gold, den ihre aufopfernden Herzen nicht einen Augenblick vergaßen.

Aber ach! es war ja weit von Glénac nach Paris! Und dann hätten sie ihr Werk aufgeben und ihren

alten Vater und die gnädige Frau und den Engel verlassen müssen, den sie vertheidigen und beschützen wollten.

Das war unmöglich!

Dennoch aber dachten sie beständig daran, denn in ihrem Alter unterdrückt die Unmöglichkeit nie ein Verlangen; sie nährten mit Wonne die thörigten Gedanken, die sie für höchst verständig und weise hielten, und sie bauten schöne vernünftige Pläne auf unbewußt wahnsinnige Grundlagen.

Da sie gehört hatten, daß die Kunst ein sicheres Mittel sei, um in dem großen Turnier zu siegen, so schlichen sie sich oft mit der anbrechenden Morgenröthe aus ihrem Schlafzimmer in den Salon von Penhoël, um auf ihren kleinen Harfen neue Accorde zu suchen.

Die guten Kinder! Wohl kommen auf den hundert Wegen, die nach der Hauptstadt führen, jeden Tag holde Jungfrauen dahin, von glühenden und unbestimmten Hoffnungen angezogen. Sie sind schön und jung, die Zukunft ist groß und das Leben lächelt ihnen freundlich entgegen. Aber wie viele bleiben todt auf dem Schlachtfelde! und wie viele kehren mit der Schande auf der Stirn und im Herzen wieder um!

Die Mütter auf dem Dorfe haben Recht, wenn sie sagen: „Paris ist ein Ungeheuer, das die jungen Mädchen verschlingt.“

Aber die Mütter sprechen umsonst, seitdem die Welt steht.

. . . .

Cypriane und Diana waren geräuschlos in's Zimmer des Engels getreten, um sich zu erkundigen, ob der Unfall im Garten keine schlimmen Folgen gehabt habe.

Sie waren neben dem Lehnstuhle stehen geblieben, in welchen Martha von Penhoël niedersank, nachdem sie die schlummernde Blanca auf das Bett gelegt hatte. Martha glaubte allein zu sein und hielt daher die schmerzlichen Worte nicht zurück, welche schluchzend ihrem Munde entfielen.

Die Augen der beiden Schwestern waren mit Thränen gefüllt. Tief betrübt hörten sie zu und hatten weder den Muth, sich wieder zu entfernen, noch die gnädige Frau aus ihrem schmerzlichen Nachsinnen zu wecken.

Sie waren auf die Kniee gefallen und erst als die Vicomtesse ihre Hände vom Gesicht nahm, verriethen sie ihre Anwesenheit, indem sie diese mit Küssen bedeckten.

Martha von Penhoël erschrak anfangs und stieß einen erstickten Schrei aus.

„Seid Ihr schon lange hier?“ fragte sie dann; „habe ich gesprochen?“

Diana und Cypriane drückten ihre Hände an's Herz.

„Gott bewahre uns vor dem Gedanken, Ihre Geheimnisse zu belauschen, gnädige Frau,“ antwortete Erstere in sanftem und wehmüthigem Tone; „wir haben nur gehört, daß Sie sagten: Ich bin allein und habe Niemanden, der mich vertheidigt und mich liebt! ... Ach! Sie denken nie daran, daß wir bei Ihnen sind, daß wir Sie aufrichtig lieben und gern das Leben für Sie lassen würden! ...“

VII.

Eine Ecke des Schleiers.

Diana und Cypriane richteten ihre feuchten Augen auf die Vicomtesse, und ihre ganze Seele lag in diesem Blicke.

In den Gesichtszügen Martha's von Penhoël dagegen sprach sich Zurückhaltung und Gezwungenheit aus. Wer dieser Scene beigewohnt hätte, ohne das Herz Martha's genau zu kennen, der würde sich gewiß gefragt haben, warum die fromme und edle Frau stets so kalt gegen die beiden Schwestern war, die jeden Tag auf den Knieen um ein wenig Liebe zu bitten schienen.

Daß Martha ihnen ihre eigene Tochter vorzog, konnte Niemanden Wunder nehmen. Aber sie liebte den Oheim Johann; woher also die Strenge und abstoßende Miene, sobald sich die beiden Töchter des alten Mannes ihr näherten?

Dies konnte nicht eine bloße Laune sein. Die bösen Zungen der „Gesellschaft“ meinten zwar, die gnädige Frau sei eifersüchtig und könne, wie die drei Grazien sich ausdrückten, den Gedanken nicht ertragen, daß die kleinen „Betteldirnen“ die Erbin von Penhoël an Schönheit überstrahlten. Aber ein solches Gefühl ließ sich bei der hochherzigen Martha nicht annehmen.

Indessen hätte sie wohl Ursache gehabt eifersüchtig zu sein. Der Engel verdiente zwar mit Recht seinen Namen, denn man konnte sich unmöglich ein jungfräulicheres und himmlischeres Antlitz denken. Aber eben die Regelmäßigkeit ihres ungewöhnlich zarten Gesichts hatte etwas Einförmiges und verrieth eine schmachtende Trägheit, die sich in ihrem Gange, in ihrer Haltung, in Allem äußerte.

Bei den Töchtern des Oheims Johann dagegen war Alles Bewegung, Leben, Kraft und Jugend. Ihre biegsamen und schlanken Gestalten hatten eine seltene Elasticität; es waren starke und muthige Jungfrauen, die sich mit einem Sprunge auf den bloßen Rücken eines Pferdes schwingen und ohne andren Zügel als seine Mähne über Hecken und Zäune dahin jagen konnten. Bei dem Allen aber waren sie doch züchtige Mädchen, die leicht errötheten und gern lächelten, zugleich romanhaft und heiter, bis zum Uebermaß reizbar und doch bei Gelegenheit fest und entschlossen wie muthige Männer.

Man hätte entweder blind sein oder zugeben müssen, daß sie liebenswürdig waren und daß es nie ein Schwesternpaar gegeben haben konnte, das mächtigere Reize besessen hätte, um alle Herzen zu gewinnen und zu bezaubern.

Aber demohngeachtet wurden sie nicht von Anbetern umschwärmt; die einzigen waren Roger und Etienne, von denen Ersterer Cyprianen und Letzterer Diana liebte. Die anderen jungen Männer der Umgegend waren wackere Burschen, die „einige Sous" heirathen wollten, um in den plumpen Schuhen ihrer Voraltern als rechtschaffene Crustaceen zu leben und alt zu werden. Man versteht nirgends so gut zu rechnen als auf dem Lande.

Diana und Cypriane aber besaßen keinen Zollbreit Erdboden unter der Sonne. Das war nichts für die jungen Herren von Glénac, Bains oder Carentoir, die etwas Besseres verlangen konnten.

Wir haben bis jetzt nur immer von den beiden Schwestern zusammen gesprochen; allein es war ein großer Unterschied zwischen ihnen. Ihre Herzen glichen einander vollkommen; nicht so war es mit ihren Gesichtern und ihren Charakteren.

Diana war größer, ernster und vielleicht auch schöner als ihre Schwester. Ihre herrlichen dunkelbraunen Haare lockten sich um eine stolze und denkende Stirn, die bei dem mindesten Lächeln einen unwider-

stehlichen Reiz hatte. Ihre großen braunen Augen hatten oft einen träumerischen Ausdruck und warfen ihren verschleierten Blick ziellos umher. In ihrem Gesicht lag neben den unverkennbaren Zeichen einer fast kindlichen Einfalt ein reger und scharfer Verstand verbunden mit einem männlichen Willen.

Cypriane dachte weniger und lachte mehr. Sie hatte dunkelblaue Augen, die nimmer ruhten und Jedermann gewinnen mußten. Ihre Gesichtszüge drückten Heiterkeit, verbunden mit einer ungestümen Lebhaftigkeit aus.

Wenn man sie einzeln sah, so entdeckte man eine frappante Aehnlichkeit zwischen ihnen; gingen sie aber neben einander, so sah man mit Erstaunen, daß diese Aehnlichkeit verschwunden war. Dies kam daher, weil sie, wir wir schon früher gesagt haben, gleichsam durch einen gemeinschaftlichen Typus getrennt waren, dem sich ihre schönen Gesichter von verschiedenen Seiten näherten.

Diana und Cypriane hielten noch immer die Hände der Vicomtesse an ihren Busen. Martha schwieg, ihre Augen blieben gesenkt und ihre kalte Zurückhaltung verließ sie nicht.

„Wir wären glücklich, wenn wir uns für Sie aufopfern könnten!“ hob Diana wieder an.

„Aufopfern?“ flüsterte Frau von Penhoël; „Ihr habt sonderbare Ideen, Kinder! ... Man sollte meinen,“

setzte sie hinzu, indem sie einen scherzenden Ton anzunehmen suchte, „daß Ihr Euch auf einem der alten Schlösser zu befinden glaubt, wo die unmenschlichen Ritter Eurer Romane unglückliche Schlachtopfer gefangen halten und martern...“

„Wir sehen Sie so oft weinen!“ unterbrach sie Diana.

„Ihr seid neugierig,“ erwiderte die Vicomtesse in trocknem Tone und indem sie ihre Hände zurückzog, „und es dünkt mir, daß Ihr zuviel sehet!“

Cypriane erröthete, während Diana's Gesicht sich mit Blässe überzog.

„Sie müssen uns dies verzeihen,“ sagte sie in ehrerbietigem Tone, „denn wenn Sie traurig sind, werden auch wir bekümmert. Ach, wenn Sie glücklich wären, wie gern wollten wir Ihnen Ihr Glück gönnen!“

Die Eisrinde um Martha's Herz schien zu schmelzen und sie warf unwillkürlich unter ihren halbgeschlossenen Augenlidern einen flüchtigen Blick auf die beiden Mädchen.

Cypriane hatte noch nicht gesprochen. Diana sah schon ein Wort des Vorwurfs auf ihren Lippen schweben, und hielt es durch einen Wink zurück, indem sie sagte:

„Wenn wir uns irren, gnädige Frau, und wollte Gott, dem wäre so, dann bitte ich Sie, daß Sie uns nicht zürnen!“

Während sie noch den Blick zu Boden gesenkt hielten, beugte Martha von Penhoël sich zu ihnen herab und küßte sie beide auf die Stirn. Sie erschraken und Cypriane konnte einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken.

„Ich zürne Euch nicht, Ihr guten Kinder!“ sprach Martha in sanftem Tone; „aber glaubet mir, genießet die Freuden Eures Alters in Frieden, denn die sorglosen und frohen Jahre sind zuweilen sehr kurz für uns Frauen! ... Wer weiß, ob Ihr nicht schon morgen zu denken und zu leiden anfanget? ... Bis dahin bemühet Euch nicht, einen Kummer zu errathen, den Ihr nicht erleichtern könnt ... auch für Euch wird die Zeit kommen,“ setzte sie wehmüthiger hinzu; „warum wollt Ihr derselben vorauseilen? verlangt Euch so sehr danach, zu leiden? ...“

„Wir lieben Sie, gnädige Frau,“ antwortete Diana, „und deshalb ist die Zeit zu denken und zu leiden für uns schon gekommen.“

Ihre Augen waren nicht mehr zu Boden gesenkt und blickten thränenfeucht zu Martha empor.

Cypriane ließ ihre Schwester sprechen, weil sie ganz das Nämliche dachte. Sie war sich ihrer Unbedachtsamkeit zu gut bewußt, um ein Wort vor dieser Frau zu wagen, welche das Uebermaß ihres Unglücks mißtrauisch und argwöhnisch machte; aber sie beneidete die Rolle ihrer Schwester und entschädigte sich für ihr

Stillschweigen, indem sie ihre Lippen beständig auf die Hand der Vicomtesse drückte.

„Ihr haltet mich also für sehr unglücklich?“ fragte Letztere, indem sie ihrerseits die Augen niederschlug.

Da Diana nicht sogleich antwortete, so entgegnete diesmal Cypriane ganz leise:

„Ja, sehr unglücklich!“

„Wer sagt Euch das?“ rief Martha, ihre Hand zurückziehend, in dem früheren kalten Tone.

Cypriane schwieg erröthend.

„Ihr belauscht mich,“ fuhr die Vicomtesse fort, „ich habe dies schon mehr als einmal zu bemerken geglaubt, und ich verbiete es Euch für die Zukunft.“

Eine Thräne rollte über Cyprianens Wangen.

„Wenn Ihr mich liebet,“ hob Martha mit nochmals veränderter Stimme wieder an, „so bitte ich Euch, nichts zu thun, um meinen Kummer zu erforschen.“

„O, Madame! Madame!“ rief Cypriane in Thränen schwimmend; „Sie wollen uns also selbst die Möglichkeit entziehen, Sie zu vertheidigen?“

Martha richtete sich ängstlich auf.

„Und Blanca!“ fuhr Cypriane fort, ohne mehr auf die Winke ihrer Schwester zu achten, „unser lieber guter Engel! ... Ach gnädige Frau, bedarf es denn des Lauschens, wenn Alles um uns her von drohendem Unglück zeugt?“

Martha warf einen verstohlenen Blick auf das Bett, auf dem Blanca ruhig schlummerte.

„Wißt Ihr denn etwas?“ fragte sie so leise, daß die beiden Schwestern es kaum hören konnten; „wißt Ihr etwas über Blanca?...“

„Ja,“ antwortete Cypriane.

„Nein!“ versetzte Diana in einem Tone, der etwas Gebieterisches hatte.

Wenn Cypriane sich von der unbesonnenen Lebhaftigkeit ihres Charakters hinreißen ließ, so bedurfte es nur eines Wortes von ihrer Schwester, um sie zurückzuhalten. Sie schwieg daher.

Die Aufmerksamkeit der Vicomtesse war jedoch in hohem Grade rege geworden und sie blickte Cyprianen mit gespannter Erwartung an. Da aber diese nichts weiter sagte, so richtete Martha ihren argwöhnischen und zugleich vorwurfsvollen Blick auf Diana, indem sie zu ihr sagte:

„Deine Schwester wollte mir die Wahrheit gestehen ... Du bist geübter in schönen Redensarten und Betheuerungen ... aber man darf Dir nicht immer glauben!“

Cypriane, welche bisher noch immer auf den Knieen gelegen hatte, stand plötzlich mit hochgeröthetem Stirn auf.

„O!“ sagte sie, ihren Zorn gewaltsam unter=

drückend, „wenn ein Andrer als Sie, gnädige Frau, meine Schwester einer Unwahrheit beschuldigte!...“

Martha von Penhoël mußte lächeln über den Ausbruch dieser innigen Geschwisterliebe.

„Ich habe Unrecht,“ entgegnete sie, indem sie den beiden Schwestern ihre Hände wieder reichte; „es freut mich, daß Ihr einander so lieb habt, meine Kinder.“

Diana besaß indessen Verstand und Takt genug, um einzusehen, daß das Ja und Nein, welche zu gleicher Zeit ihrem und ihrer Schwester Munde entschlüpft waren, demohngeachtet einer Erklärung bedurften.

„Wie schön ist das Gesicht unsres Engels im Schlummer!“ sagte sie mit einem zärtlichen Blick auf ihre Cousine. „Wir haben nicht das Recht zu behaupten, daß wir Blanca so lieben wie Sie, denn Sie sind ihre Mutter ... Aber Cypriane, die jetzt schweigt, kann besser sprechen als ich, wenn wir allein sind, und sie hat schon oft den Wunsch gegen mich ausgesprochen, daß Gott unserer lieben Blanca alle Freuden und alles Glück bescheren möchte! ... Sie fragten vorhin, ob wir etwas von ihr wüßten und meine Schwester antwortete Ihnen mit Ja ... aber wir wissen nichts, als was die Landleute in der Umgegend sagen und was man selbst auf dem Schlosse hört.“

„Und was sagt man denn?“ fragte Frau von Penhoël.

„Man sagt, daß der Engel ein schönes, sanftes

und gutes Mädchen ist, aber man spricht von einem geheimnißvollen Unglück, das über ihrem Haupte schwebt und flüstert sich leise zu, daß schlimme Tage für die Familie Penhoël kommen werden…“

„Niemand kann in die Zukunft blicken,“ fiel die Vicomtesse ein; „aber sagt man nicht, daß die Tochter René's von Penhoël gegenwärtig reich und glücklich ist?“

Diana schüttelte langsam den Kopf und schwieg.

„Antworte mir!“ rief Martha; „ich bitte Dich darum … ich verlange es!“

„Es sind nur unbestimmte Gerüchte,“ erwiderte Diana endlich. „Man sagt, daß die Zukunft schon die Gegenwart verdüstere … daß Blanca in der That heute glücklich und reich ist … wenigstens ist man überzeugt, daß sie es gestern war, aber man fragt sich, ob sie es auch morgen noch sein wird…“

Martha erbleichte und mit zitternder Stimme fragte sie weiter:

„Auf was gründen sich diese Gerüchte, mein Kind?“

„Im Schlosse sagt dies Niemand, aber in der Umgegend heißt es, daß der Tag, an welchem die Fremden hier eingezogen, ein Tag des Fluches und des Unheils war.“

„Man spricht also schon in der Umgegend von dem was hier vorgeht?“ flüsterte Martha, während eine leichte Schamröthe über ihre Wangen flog.

„Wir sind Ihre Nichten, gnädige Frau,“ ver-

setzte Diana, „und um Ihretwillen spricht Jedermann ehrerbietig mit uns. Man begnügt sich daher uns zu sagen, daß jener fremde Herr und seine Begleiterin die Ursache alles Uebels sind, daß sie den gnädigen Herrn ins Verderben stürzen und daß er den Todfeind unserer Väter, Pontalès, ins Schloß eingeführt hat, dessen Sohn schon spricht, als wäre er der Besitzer von Penhoël!"

Diana hielt inne. Die Vicomtesse schien unschlüssig zu zögern und nur mit Anstrengung vermochte sie die Frage hervorzustammeln:

„Weißt Du nicht, ob der Name dieses Mannes zu gleicher Zeit mit dem meinigen genannt wird?"

„Auf dem Schlosse vielleicht, aber unter den alten Vasallen von Penhoël ist keiner, der es wagen würde, den Namen eines verachteten und gehaßten Menschen mit dem Namen der Frau zu verbinden, die von Allen wie eine Heilige verehrt wird."

Eine neue Frage drängte sich auf die Lippen der Vicomtesse. Diana errieth sie und antwortete mit leiser Stimme:

„Ich selbst habe nie etwas über diesen Gegenstand gehört ... aber Cypriane ..."

„Diese Menschen sind Lügner!" rief Letztere. „Ich habe ihre Verleumdungen nicht recht verstanden, aber sie sagen Folgendes: Der Vicomte von Penhoël kann Herrn von Blois nichts verweigern und dieser will, daß

Blanca seine Gattin werde ... Die gnädige Frau befindet sich in der nämlichen Lage wie ihr Gatte, denn auch sie darf nicht Nein sagen ... Da sie jedoch eine stolze Dame ist und die Frauen zuweilen Allem trotzen, wenn ihr Kind im Spiele ist, so hat Herr von Blois dafür gesorgt, daß Martha von Penhoël nicht anders kann als ihm die Hand ihrer Tochter zu bewilligen."

„Er ist es also wirklich!" seufzte die Vicomtesse, ohne selbst zu wissen, daß sie sprach.

Dann stand sie plötzlich auf und trat an Blanca's Bett.

Nachdem sie das ruhige und engelreine Gesicht ihrer Tochter einen Augenblick betrachtet hatte, sagte sie in kurzem Tone zu den beiden Schwestern:

„Kommt her."

Cypriane und Diana gehorchten.

„Knieet nieder!" gebot Martha.

Die beiden Mädchen fielen auf die Kniee.

„Jetzt betet aus dem Grunde Eures Herzens, wie Ihr noch nie in Eurem Leben gebetet habt. Ihr sagt, daß Ihr mich liebet und daß Ihr Euer Blut und Euer Glück für mich hingeben würdet ... So bittet denn Gott, daß er Euch Euer Glück und Euer Blut nehmen möge, wenn nur meine Tochter glücklich wird!"

Diana und Cypriane falteten die Hände und wiederholten aus tiefster Seele das Gebet, welches ihnen die Vicomtesse vorsagte.

Diese legte ihre schweißbedeckte Stirn auf das Bett und flehte schluchzend:

„Alles für sie, mein Gott! Alles für sie! ... Erbarme Dich meines Kindes!“

Als sie sich wieder erhob, waren ihre Augen trocken und ihr Gesicht mit einer lebhaften Röthe überzogen. Diana und Cypriane beobachteten sie ängstlich, und sie glaubten einen Ausdruck von Irrsinn in ihrem Blicke wahrzunehmen.

Noch immer betrachtete sie Blanca, aber mit kalter und gleichgiltiger Miene, als ob sie nicht wüßte, was sie that.

„Euer Leben, Euer Blut und Euer Glück!“ sagte sie endlich mit veränderter Stimme. „Alles für sie! ... und warum?“

„Weil sie ihre Tochter ist ...“ erwiederte Cypriane leise.

„Meine Tochter?“ wiederholte Martha, die nichts mehr zu verstehen schien.

„Weil sie von Allen geliebt wird,“ setzte Diana in schmerzlichem Tone hinzu, „und weil uns Niemand liebt! ...“

Martha warf abwechselnd auf jede der beiden Schwestern einen so sonderbaren Blick, daß sie heftig erschraken.

„Man liebt Euch nicht!“ sprach Martha mit

sanftem und mitleidigem Ausdrucke; „ja es ist wahr, Ihr armen Kinder, man liebt Euch nicht!“

Ein unbeschreibliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie zog die beiden Mädchen anfangs sanft näher zu sich, dann drückte sie sie plötzlich mit Leidenschaft an ihren wogenden Busen und bedeckte sie mit Küssen.

Diana und Cypriane blieben stumm vor Staunen und Entsetzen. Mit großen Augen betrachteten sie die Vicomtesse, deren Wangen sich immer dunkler rötheten, während ihre Augen funkelnd umher irrten.

„Hört mich an!“ rief Martha mit hochklopfendem Herzen und am ganzen Körper zitternd; „der Augenblick ist gekommen ... ich muß Euch Alles sagen!... Weiß man, welche von den drei Töchtern von Penhoël am meisten geliebt wird? ... Hört! hört! die Augen der unglücklichen Frau haben Thränen vergossen und ihr Herz hat geblutet! ... Seht Ihr zuweilen Eure Mutter im Traume?“

Diana und Cypriane suchten vergebens sich den Sinn dieser Worte zu erklären.

Ehe sie etwas erwidern konnten, rief die Vicomtesse wieder mit schwächerer Stimme und starrem Blicke:

„Die unglückliche Frau! ... die unglückliche Mutter! ... Hört ...“

Sie hielt inne und ihr Mund blieb offen,

während sich ihr Gesicht plötzlich mit einer Todtenblässe bedeckte.

Die beiden Schwestern aber hatten eben noch Zeit, sie zu unterstützen und in ihren Armen aufzufangen. Unbeweglich und bewußtlos trugen sie sie auf den Divan und bemühten sich, sie ins Leben zurückzurufen. Nach einigen Minuten hob ein tiefer Seufzer den Busen der gnädigen Frau und ihre Augen fielen auf die beiden Mädchen, welche sie mit ängstlicher Besorgniß ansahen.

„Ihr seid hier?“ sagte sie endlich, „warum tanzt Ihr nicht mehr im Garten?“

Diana und Cypriane wußten nicht, was sie antworten sollten.

„Ist denn der Ball schon zu Ende?“ fragte Martha weiter.

Es war ein auffallender Contrast zwischen ihrer jetzigen kalten Ruhe und der vorhergegangenen fieberhaften Aufregung. Sie erinnerte sich augenscheinlich nicht mehr was geschehen war.

Diana entschloß sich endlich, ihre Hand zu ergreifen und sie ehrerbietig zu küssen.

„Wir sind schon lange hier, gnädige Frau,“ sagte sie leise; „wir sprachen von Ihnen und von der Gefahr, die Ihrer Tochter droht...“

„Wir haben von einer Gefahr gesprochen, die meiner Blanca droht?“ wiederholte Martha von Pen-

hoël mit einem ungläubigen Lächeln. Wer könnte so grausam sein, einem schwachen Kinde ein Leid zuzufügen?“

Mit diesen Worten trat sie wieder an Blanca's Bett, deren ruhiger Schlummer nicht gestört worden war.

„Gefahren!“ rief sie dann nochmals, indem sie Diana's Wange liebkosend streichelte; „macht Euch keine solchen Ideen und geht wieder zum Tanze und seiet heiter. Unglück und Geheimnisse existiren nur in Euren ängstlichen Köpfen! ... Unsre Blanca ist wieder ganz wohl ... saget also den Musikern, daß sie ihren lustigsten Tanz aufspielen sollen, damit sich die Gäste amüsiren können!“

VIII.

Unter dem Thurme du Cadet.

Diana und Cypriane verließen das Zimmer Blanca's und gingen schweigend neben einander durch die Gänge des Schlosses, durch deren Fenster man die langen erleuchteten Alleen des Gartens und den noch heller glänzenden Tanzplatz sehen konnte.

Anstatt dem Befehle der gnädigen Frau nachzukommen und auf den Ball zurückzukehren, gingen sie die nach dem Hofe führende Freitreppe hinunter. Da sich die ganze Dienerschaft auf der Tenne befand, so konnten sie durch das Hofthor unbemerkt das Schloß verlassen.

Dieser Ausgang führte auf den einzigen fahrbaren Weg, auf dem man vom Port Corbeau nach Penhoël gelangte. Er zog sich im Zickzack den Bergabhang hinunter und durchschnitt an verschiedenen Stellen das Kastaniengehölz.

Diana und Cypriane verfolgten den Weg längs der dicken gothischen Mauer, an deren Ende sich der Thurm du Cadet befand, während sie zugleich dem Schloßgarten als Terrasse diente.

Langsam und in Nachdenken versunken gingen sie vorwärts und noch hatte keine von Beiden das Stillschweigen unterbrochen.

Sie dachten an das, was eben im Zimmer des Engels von Penhoël vorgegangen war. Schon mehr als einmal hatten sie den Schmerz Martha's überrascht, aber der heutige Ausbruch desselben war weit verschieden von denen, die sie bisher beobachtet hatten.

Was bedeuteten die mit fieberhafter Aufregung gesprochenen Worte? Was war der Grund dieser geheimnißvollen Verzweiflung, deren scheinbarer Gegenstand weder Blanca's Gefahr noch der bevorstehende Untergang Penhoëls war?

Einen Augenblick hatten sie glauben können, daß sie selbst die Veranlassung zu diesem heftigen Ausbruche des Schmerzes gewesen waren, denn hatte nicht Martha jene räthselhaften Worte ausgesprochen, während sie die beiden Schwestern mit stürmischer Leidenschaft ans Herz drückte?

Allein dies war eben nur ein Moment gewesen; denn wie kalt waren Martha's Worte und Lächeln wieder, nachdem sie die beiden Mädchen mit einer liebevollen Umarmung an ihren hochklopfenden Busen ge-

drückt hatte! Obgleich sie an die Gleichgiltigkeit der Vicomtesse gewöhnt waren, so schien es ihnen doch, als wären sie diesmal mit noch größerer Geringschätzung als sonst entlassen worden.

Was sollten sie glauben? Ach! sie fanden nichts, als daß die gnädige Frau außer den Schmerzen, die sie schon kannten, noch einen andern geheimen Kummer haben mußte, den zu heilen sie keine Hoffnung hatten.

Gesenkten Hauptes und mit unbewußt verschlungenen Händen gingen sie weiter, und obgleich sie nicht mit einander sprachen, so begegneten sich doch ihre Gedanken.

Als sie unter dem Theile der alten Befestigungsmauer ankamen, welcher gegenwärtig die Terrasse des Schloßgartens bildete, blieben sie Beide plötzlich wie auf Verabredung stehen, um zu horchen, denn es hatten sich Stimmen auf der Terrasse vernehmen lassen und einige Worte davon gelangten bis zu ihnen.

Sie blickten empor. Die Mauer verbarg ihnen die Illumination des Gartens, aber die tausend in den Alleen brennenden Lichter erhellten die schwere und nebelige Atmosphäre, die einen erleuchteten Streifen über der dunkeln Linie der Terrasse bildete.

Auf diesem erleuchteten Hintergrunde sahen Diana und Cypriane zwei bekannte Gestalten. Es waren Etienne und Roger, welche hier das im Garten begonnene Gespräch fortsetzten.

Wir wissen, daß die Namen der beiden Töchter des Oheims Johann oft in ihrer Unterhaltung vorkamen. Diana und Cypriane konnten den Sinn der Worte nicht verstehen, aber da sie ihre Namen aussprechen hörten, so blieben sie lauschend stehen.

Die beiden Mädchen waren jung, und in ihrem Alter bedarf es nicht viel, um die ernsthaftesten Gedanken zu verscheuchen.

Als sie sich so durch Zufall auf der Lauer sahen, kehrte die natürliche Heiterkeit ihres Charakters schnell zurück. Wenn Roger sprach, umspielte ein Lächeln Cyprianens schönen Mund, und ließ sich Etienne's Stimme vernehmen, so strahlte Diana's Gesicht vor Vergnügen.

Sie liebte Beide und wahrscheinlich mehr als sie selbst glaubten.

Nachdem sie schon mehrere Minuten hier gestanden, beugten sich Etienne und Roger über die Brustwehr der Terrasse. Die beiden Schwestern traten näher an die Mauer und verbargen sich zwischen dem Dornengebüsch am Fuße derselben. Hier konnten sie Alles hören, was oben gesprochen wurde.

Als daher Etienne seine bevorstehende Abreise nach Paris ankündigte, entschlüpfte Dianen ein Ausruf des schmerzlichen Erstaunens.

Dieser Laut wurde von Etienne und Roger gehört; aber als sie sich weiter über die Brustwehr her-

aus lehnten, verschwanden die beiden Mädchen schon im Gebüsch.

Diana eilte voraus, indem sie ihre Schwester mit sich fortzog. Man hätte glauben sollen, sie verfolgte ein Ziel, das sie um jeden Preis erreichen mußte; aber sie wußte selbst nicht, wohin sie ging.

Cypriane begleitete sie schweigend.

In wenigen Minuten hatten sie das Gehölz durchschritten und befanden sich auf der anderen Seite des Hauses am Ende der alten Mauer vor dem Thurme du Cadet.

Diana blieb athemlos stehen und nachdem sie die Hand auf ihren schmerzlich klopfenden Busen gelegt hatte, fragte sie leise:

„Hast Du es gehört?“

„Ja, arme Schwester, ich habe es gehört!“ antwortete Cypriane.

Sie wollte die Hand Diana's ergreifen, aber diese warf sich weinend in ihre Arme, indem sie ausrief:

„Morgen ... in einigen Stunden soll ich ihn zum letzten Male sehen!... Ach, man weiß es selbst nicht, wie man liebt!... noch gestern hätte ich geglaubt, daß mir seine Abreise ganz gleichgiltig sein würde!“

„Wenn Du ihm sagst, er soll hier bleiben, so thut er es gewiß,“ entgegnete Cypriane.

Die beiden Schwestern hielten sich noch einen Augenblick fest umschlungen; dann machte sich Diana

plötzlich los, und indem sie die Thränen aus ihren Augen trocknete, sagte sie in schmerzlichem Tone:

„Nein, nein, ich kann ihn nicht bitten, noch länger hier zu bleiben!... Wir sind vom Unglück umgeben und das Unglück gehört uns, den Töchtern Penhoëls; warum sollen wir es Die, welche wir lieben, theilen lassen?... Er mag abreisen, sollte er mich auch vergessen ... und, wenn Gott mein Gebet erhört, so wird er glücklich!“

Während sie sprach, neigte sich ihr schönes Haupt auf die Brust und in ihrer Stimme lag ein Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Cypriane suchte vergebens nach einem Worte der Hoffnung und des Trostes, bis Diana zuerst wieder das Stillschweigen unterbrach. Ihre Stimme war verändert und eine entschiedene Festigkeit sprach sich jetzt in derselben aus.

„Wir sind nicht hier, um uns mit uns selbst zu beschäftigen,“ sagte sie. „Etienne ist jung und stark, die Zukunft liegt vor ihm und Gott wird ihm beistehen.... Wir aber haben Schwache und Bekümmerte zu vertheidigen und zu beschützen ... wir wollen an Penhoël denken, liebe Schwester, und uns beeilen, denn eine innere Stimme sagt mir, daß die verhängnißvolle Stunde herannaht. Wir müssen ein Mittel suchen, um Penhoël, die gnädige Frau und Blanca zu retten!“

Die Stelle, wo sich die beiden Schwestern in diesem Augenblicke befanden, bildete den höchsten Gipfel des Hügels. Im Osten, jenseits des Thurmes du Cadet, war nichts als ein felsiger Abhang, der sich nach der Haide hinunter zog und zwischen diesem Abhange und dem Wege, der längs der Mauer herführte, lag eine Art halb verfallenes Wachthäuschen, das sich unmittelbar an den Thurm anschloß. Die Thür dieses Häuschens war hinter dichtem Gebüsch verborgen.

Da man von diesem hohen Punkte eine herrliche Aussicht hatte, so war unter den Kastanienbäumen ein kleiner Ruheplatz mit einer Rasenbank angelegt worden.

Die älteren Leute in der Umgegend erinnerten sich, daß der Commandant von Penhoël diesen Ort besonders gern besuchte. Oft sah man ihn an schönen Sommerabenden, auf den Arm seines Sohnes Ludwig, des Lieblings seiner alten Tage gestützt, die steile Anhöhe erklimmen und hinter dem dichten Laubwalle verschwinden. Das Gedächtniß des Commandanten wurde in hohen Ehren gehalten, wie das eines Heiligen. So oft auch der Wald gelichtet wurde, stets verschonte man die wenigen Kastanienbäume, welche das Wachthäuschen beschatteten, und sie waren daher mit der Zeit zu einer bedeutenden Höhe und Stärke gediehen.

Seit dem Tode des Commandanten schien der gegenwärtige Besitzer des Schlosses Alles zu fürchten, was ihn an die Vergangenheit erinnern konnte. Noch nicht

ein einziges Mal vielleicht hatte er diesen Ort besucht, wo er im Geiste die Gestalten seines verstorbenen Vaters und seines abwesenden Bruders gesehen haben würde, und der Weg nach der Rasenbank war daher jetzt fast gänzlich verwachsen und verwildert.

Dagegen konnte man einen andern schmalen Zugang bemerken, der in der entgegengesetzten Richtung angebracht war und auf einen nach dem Wasser hinunter führenden steilen Fußweg ausmündete.

Der Thurm du Cadet befand sich fast unmittelbar über der Hütte des Fährmanns Benedict Haligan, und er war es, der diesen Weg durch das Gehölz gebahnt hatte, da er fast jeden Abend nach dem Lieblingsplatze seines ehemaligen Gebieters hinauf ging, um dort zu beten.

Jetzt, da ihn Altersschwäche und Krankheit an sein Lager fesselten, war es für ihn von allen die schmerzlichste Entbehrung, daß er die Abendstunden nicht mehr wie sonst an jenem geliebten Orte zubringen konnte.

Cypriane und Diana waren durch das dichte Gebüsch gedrungen und hatten sich auf die Rasenbank gesetzt.

„Gott ist mein Zeuge,“ sagte Erstere, „daß ich nie daran gedacht habe, mich abschrecken zu lassen; aber wir sind zu schwach, liebe Schwester, und sie sind zu mächtig. Einen Augenblick habe ich geglaubt, daß es uns gelungen sei, sie zu erschrecken, indem wir das Gerücht

von der bevorstehenden Zurückkunft unseres Oheims Ludwig verbreiteten. Sie hielten einige Tage unschlüssig inne; aber leider ist der Oheim nicht gekommen und sie haben ihren Schreck wieder vergessen. Was sollen wir nun thun?... Alle unsere Hilfsmittel sind erschöpft, unsere Anstrengungen konnten den Schlag, welcher Penhoël bedroht, auf kurze Zeit verzögern, aber sobald wir eine Waffe zerstört haben, wird schon eine neue geschmiedet, es werden neue Schlingen gelegt, und wie können zwei schwache Mädchen wie wir, fortwährend einen Mann vertheidigen, der sich nicht selbst vertheidigt?“

„Es sind geschickte Leute,“ erwiderte Diana, „denn sie haben damit begonnen, sein Herz zu vergiften und seinen Verstand zu schwächen!... Jeden Abend setzen sie ihn an einen Spieltisch zwischen jenes herzlose Geschöpf, die er mit wahnsinniger Leidenschaft liebt, und die Branntweinflasche, die ihm vollends die Vernunft rauben muß! Ach, wenn ich die Stirn Penhoëls sich röthen, sein Auge erlöschen, und seine zitternden Hände die fluchwürdigen Karten mischen sehe, dann ist es mir, als ob die Gerechtigkeit Gottes uns verließe!“

„Wenn ich dies Alles sehe,“ rief Cypriane mit ungestümer Heftigkeit, „so denke ich, daß, wenn ich ein Mann wäre, schon längst nicht mehr so viel Bösewichter am grünen Tische sitzen würden!... Warum hat unser Bruder Vincenz sich vom Schlosse entfernt!“

„Wenn Vincenz glücklich ist,“ entgegnete Diana, „so wollen wir den Himmel dafür segnen. Sind nicht schon genug leidende Herzen hier?... Es ist besser, liebe Schwester, daß wir den Kampf allein führen, und hätten wir übrigens nicht Etienne und Roger, wenn wir starker und muthiger Arme bedürften?“

„Ja,“ flüsterte Cypriane, indem sie den Kopf sinken ließ, „es ist besser, wir sind allein. Etienne und Roger würden den Kampf offen führen wollen, und wir wissen, daß jene schändlichen Menschen selbst vor einem Morde nicht zurückschrecken würden.“

Sie küßte Diana auf die Stirn und setzte in fast heiterem Tone hinzu:

„Verzeihe mir, liebe Schwester ... Du weißt, daß es mir nicht an Muth fehlt, wenn ich auch zuweilen einen schwachen Augenblick habe.“

„Ich weiß, daß Du jeder Aufopferung fähig bist, meine gute Cypriane,“ versetzte Diana, indem sie ihren Kuß mit mütterlicher Zärtlichkeit erwiderte, „und daß Du bereit bist, Dein Leben für Die zu lassen, die wir lieben. Aber höre mich an. Wir haben nur noch sehr wenig Aussicht zu siegen und was wir Beide thun, kann recht gut Eine von uns allein verrichten.... Wenn Du mich lieb hättest und immer mein gutes Schwesterchen sein wolltest...“

„So würde ich Dich den schändlichen Bösewichtern gegenüber allein lassen, nicht wahr?“ rief Cypriane

entrüstet; „ich würde mich bemühen, die Augen zu schließen, um nicht zu sehen, daß die Anstrengung Dich aufreibt?“

„Ist es nicht mit Einem Opfer genug?“ flüsterte Diana.

Cypriane schloß ihr den Mund mit einer Geberde, in der sich fast eben so viel Zorn als Liebe aussprach.

„Wenn ein Opfer genügt,“ sagte sie, „warum gehst Du dann nicht mit Etienne nach Paris, da er Dich liebt?... Doch nein, nein! verlaß mich nicht!“ rief sie mit Feuer, indem sie ihre Schwester umarmte. „Aber sprich auch nicht mehr davon, daß ich fliehen soll, während Du bleibst!“

„Ich will nicht wieder davon sprechen,“ entgegnete Diana, sie an ihr Herz ziehend; „vergieb mir, aber ich liebe Dich zu sehr und möchte Dich so gern glücklich sehen.... Und dann weißt Du gar nicht, liebe Schwester, daß man gegen uns aufzutreten beginnt, als ob wir Männer wären. Ach, wenn sie Dich eher umbrächten als mich!“

„Was sagst Du?“ rief Cypriane.

„Als Du mir gestern in unserm Zimmer Deine Beobachtungen während des Abends mittheilen wolltest, bat ich Dich zu schweigen und sagte Dir auch selbst nicht, was ich gethan hatte, denn wir werden jetzt belauscht und ich hatte in dem nach Penhoëls Zimmer

führenden Corridor Blaise bemerkt, der uns verfolgt, wie unser Schatten."

„Da Du mir nichts sagtest," versetzte Cypriane, „so glaubte ich, Du hättest Dein Vorhaben nicht ausführen können."

„Nein, es ist mir nicht mißlungen. Lehivain war in seinem Bureau, und ich glaube zu wissen, in welchem Fache seines Secretairs sich die Papiere befinden, welche Penhoël in's Verderben stürzen können."

„Dann müssen wir diesen Abend wieder hingehen, denn ich weiß, daß sie den Vicomte immer heftiger bestürmen und daß er höchstens noch einen Tag widerstehen kann."

„Ich werde gehen," sagte Diana.

„Nein," rief Cypriane lebhaft, „an mir ist die Reihe!"

„Ich weiß ja, wo die Papiere liegen...."

„Glaubst Du denn," fiel Cypriane ein, „daß ich Dich nicht errathen habe? Bei diesem Schritte ist mehr Gefahr als sonst und Du willst ihr wieder allein entgegentreten!... Du bist es, Schwester, die für uns Beide denkt ... in dem Kriege, den wir führen, bin ich nur ein Soldat, Du aber der Anführer. Laß mir wenigstens meinen Theil von der Arbeit."

Diana erhob ihr sinnendes Haupt und sagte in heiterem Tone:

„Nun gut, mein kleiner Soldat, Du sollst diesen

Abend das feindliche Lager recognosciren.... Ich weiß, daß Du tapfer bist; aber dennoch muß ich Dich warnen, denn gestern hat Dein Kapitain bei einem ähnlichen Scharmützel in großer Gefahr geschwebt. Du übertreibst durchaus nicht, liebe Schwester, wenn Du von einer Schlacht sprichst ... es ist vorige Nacht zwei Mal auf mich gefeuert und das Pferd unter mir erschossen worden."

„Und demohngeachtet wolltest Du abermals allein gehen?" rief Cypriane. „Weißt Du was," setzte sie dann munter hinzu, „wir nehmen diesen Abend Rogers und Etienne's Pistolen mit, und die Schurken, welche auf Dich geschossen haben, sollen sich wundern!"

Diana lächelte. Nach einigen Minuten aber schüttelte sie den Kopf und sagte in ernsterem Tone:

„Einem solchen Kampfe würden wir nicht gewachsen sein, liebe Schwester ... wir müssen uns auf unsere Geschicklichkeit und auf den Beistand Gottes beschränken."

Cypriane erwiderte nichts, aber man konnte sehen, daß sie die Idee mit den Pistolen nur ungern aufgab.

„Was hast Du denn gestern gethan?" fragte Diana.

„Was wir jeden Abend abwechselnd thun," antwortete Cypriane. „Ich habe meine Gespensterrolle gespielt und mit einer Geisterstimme zu Penhoël gesagt, daß ein guter Genius über seinem Hause wache und daß er muthig Widerstand leisten solle. Aber der Vi-

comte hat keine Kraft mehr und wir müssen ihn wider seinen Willen retten. Die Bösewichter, die ihn umgeben und es auf seinen Untergang abgesehen haben, triumphiren und sehen sich schon am Ziele ihrer Aufgabe. Ich hörte sie noch gestern zu einander sagen, daß Penhoël ihnen diese Nacht das letzte Stück Brot seiner Frau und seines Kindes preisgeben würde."

„Das Schloß?"

„Ja, er hat vorige Woche den Rest der zum Erbtheile unsers Oheims Ludwig gehörenden Güter verkauft und besitzt nichts mehr als das Schloß. In diesem Augenblicke sind Robert, Pontalès und das Weib, die ihn bezaubert hat, wahrscheinlich bei ihm, um ihn mit den Papieren zu drohen, die eine so furchtbare Waffe in ihren Händen sind."

„Diese Papiere müssen wir haben," rief Diana aufstehend, „und sollte es uns das Leben kosten!... Wir wollen gehen, Schwester."

Die beiden Mädchen gingen zusammen den steilen Pfad hinunter, welcher nach dem Wasser führte. Je tiefer sie kamen, um so deutlicher hörten sie einen hohlen Gesang in der Ferne, und als sie das schwache Licht in der Hütte Benedict Haligans durch die Bäume schimmern sahen, erkannten sie die Stimme.

Es war der alte Fährmann, welcher langsam und mit Mühe die Verse des De profundis sang.

In dem Augenblicke als sie bei der Hütte vorübergingen, unterbrach der alte Mann seinen Gesang, um ihre Namen zu rufen.

Cypriane war unschlüssig.

„Wenn ich diesen Menschen sehe und seine entsetzlichen Drohungen höre,“ sagte sie zu ihrer Schwester, „so sinkt mir der Muth....“

„Er hat Penhoël treu gedient,“ erwiderte Diana, „und ist von Jedermann verlassen.“

Die erlöschende Stimme des Greises begann von Neuem zu singen, aber es war nicht mehr das De profundis. Er sang:

„C'est bien vous qu'on voit sous les saules:
Blanches épaules,
Sein de vierge, front gracieux
Et blonds cheveux....“

Dieser Vers, den wir von Cyprianen und Diana in früheren Jahren so lieblich haben singen hören, nahm im Munde des alten Fährmanns eine schauerliche Modulation an.

Cyprianens Arm zitterte unter dem ihrer Schwester.

„Er ist allein und krank,“ sagte Diana; „wir wollen zu ihm hinein gehen.“

Auf dem Gipfel des Hügels, ganz nahe bei dem Orte, wo die beiden Mädchen vor wenigen Minuten noch gesessen hatten, blieben zwei Männer unter den Kastanienbäumen stehen.

Hätten die beiden Schwestern nur noch einen Augenblick länger hier verweilt, so würden sie sich gewiß nicht entfernt haben, denn sie hätten in dem lebhaften Gespräche der beiden Neuankommenden den Namen des Vicomte von Penhoël und seiner Gattin nennen hören.

IX.

Herr Lehivain.

Die beiden Männer, welche am Ende der gothischen Mauer, beim Thurme du Cadet stehen blieben, kamen aus dem Zimmer René's von Penhoël.

Es war Herr Protais Lehivain, genannt Macrocephalus, der Rechtsanwalt für die Dörfer Bains und Glénac, und der alte Marquis von Pontalès.

Während im Garten getanzt wurde, hatte man, wie gewöhnlich, bei dem Vicomte von Penhoël eine Spielpartie arrangirt.

Es war gegen Abend, etwa eine Stunde zuvor, ehe das Freudenfeuer angezündet wurde. Die Spieler saßen in Penhoël's Schlafzimmer, wo wir außer diesem Herrn Robert von Blois, die schöne Lola, die beiden Pontalès und den Advokaten Lehivain versammelt sehen.

In diesem Zimmer herrschte jetzt eine luxuriöse

Pracht. Das ganz neue Meublement war nach der neuesten Pariser Mode. Vor drei Jahren hätten wir in dem einfachen und prunklosen Gemache die Portraits des Commandanten von Penhoël, seines Sohnes Ludwig und Martha's gefunden; gegenwärtig erblicken wir darin nur ein großes Oelgemälde in einem prachtvollen Rahmen: das Bildniß Lola's.

Hinter dem Bett befand sich eine durch Sammtdraperien maskirte oder vielmehr angedeutete Thür, welche unmittelbar in das Zimmer Lola's führte, denn man nahm sich nicht einmal die Mühe mehr, den Schein des Anstandes zu retten; die Unordnung hatte sich das Bürgerrecht im Schlosse angemaßt, und Penhoël kümmerte sich nicht darum, ob sein Lebenswandel den übrigen Bewohnern des Schlosses ein Aergerniß gab oder ob er unbemerkt blieb.

Er war der Gebieter und seine zugestandene Entwürdigung verschanzte sich hinter der erhabenen Autorität des Familienoberhauptes, welche sonst der strengen Tugend seiner Vorältern als Schild diente.

Er spielte mit Robert von Blois, neben welchem die beiden Pontalè's saßen. Zu seiner Rechten lag die schöne Lola in glänzender Balltoilette nachlässig in einer Bergère, und zu seiner Linken saß der Advokat Lehivain mit seiner runden Stahlbrille auf der langen und spitzen Nase, den Gang des Spieles mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtend.

Pontalès und sein Sohn enthielten sich jeder Bemerkung, während der Mann des Gesetzes solche mit großer Freigebigkeit spendete.

Lola richtete sich nur zuweilen aus ihrer nachlässigen Stellung auf, um mit ihrer kleinen Hand ein neben Penhoël stehendes Glas zu füllen, welches der Vicomte immer und immer wieder leerte.

Die drei letzten Jahre hatten eine wahrhaft zerstörende Wirkung auf ihn ausgeübt. Obgleich er kaum achtunddreißig Jahre alt war, so hatte er doch schon das Ansehen eines Greises; sein volles blondes Haar war gänzlich gebleicht, seine Stirn mit Falten bedeckt und seine hohe Gestalt gebeugt. In seinem von der täglichen Trunksucht abgestumpften, erloschenen Blicke war keine Spur von der früheren Willenskraft mehr zu sehen, und in seinem aufgedunsenen bleichen Gesicht konnte man kaum noch die männlichen Züge René's von Penhoël erkennen.

Der Einfluß, den dieser kurze Zeitraum auf seinen moralischen Zustand ausgeübt hatte, war übrigens noch weit verderblicher. Der Vicomte von Penhoël war nie ein hervorragender Geist gewesen, aber er besaß früher wenigstens einen Theil von dem energischen Muthe, der gleichsam das Erbtheil seines Geschlechtes war.

Jetzt war davon nichts mehr vorhanden. Von dem jugendlichen Manne, den wir vor drei Jahren in

das wurmstichige Boot des alten Benedict springen und in diesem gebrechlichen Fahrzeuge dem Sturme trotzen sahen, war nur noch ein lebender Leichnam übrig, ein kraft- und geistloser Greis.

Mit zitternder Hand und wie gelähmt hielt er die Karten. Im Verlaufe des Spieles flossen immer größere Schweißtropfen über seine gefurchten Wangen und die rothen Flecke, welche sein blasses Gesicht entstellten, nahmen einen dunkleren Glanz an.

Der ihm gegenübersitzende Robert unterhielt sich heiter und ruhig mit den beiden Pontalès, welche ohne Zweifel bei der Partie betheiligt waren.

Der junge Graf Alain von Pontalès war ein ziemlich einnehmender junger Mann, der ungescheut sehr bedeutungsvolle Blicke mit Lola wechselte.

Der Marquis, sein Vater, war ein kleiner Greis mit schneeweißen Haaren, lebhaften Augen und geistreichem, sanftem Lächeln. Wollte man den Menschen nur nach seinem Aeußeren beurtheilen, so wäre er der liebenswürdigste Marquis von der Welt gewesen.

Die vorherrschenden Züge seines Gesichts waren die der Klugheit und der Herzensgüte. Er mußte ein sehr gewandter Mann sein, und seine Gutherzigkeit mußte die Klugheit verhindern, gefährlich zu werden.

Seine Feinde — und er hatte wegen seiner sechzigtausend Franken Einkünfte nur wenige, die sich als solche erklärten — behaupteten jedoch, er sei noch klü-

ger, als es den Anschein habe, aber seine Herzensgüte sei keinen Heller werth.

Was überdies Jedermann, der ihn nicht näher kannte, ganz besonders für ihn einnehmen mußte, war die Bereitwilligkeit, mit der er den langjährigen Haß zwischen ihm und Penhoël aufgegeben hatte. Er war mit der freundlichsten Zuvorkommenheit auf diese Versöhnung eingegangen und ein einziger Besuch des jungen Herrn Robert von Blois hatte ihn, obgleich er der Aeltere, Reichere und Vornehmere war, bewogen, unverweilt die ersten Schritte zu thun.

Seit der Wiederversöhnung hatte Penhoël, wie Jedermann wußte, seine Gefälligkeit mehr als einmal in Anspruch genommen. Um nur einen Beweis von der unerschöpflichen Zuvorkommenheit des alten Marquis zu geben, wollen wir erwähnen, daß er auf den Titel eines Maire von Glénac Verzicht geleistet hatte, um der Eitelkeit Penhoël's diese beneidenswerthe Genugthuung zu gönnen.

Das Spiel währte bereits seit einer guten Stunde. Es wurde sehr hoch um baares Geld gespielt und Penhoël verlor.

Da er einerseits von Macrocephalus, der eben nur die die Rechtschaffenheit eines Dorfadvokaten besaß, und andererseits von der schönen Lola umgeben war, die gerechten Anspruch auf den Titel einer Abenteurerin hatte, so konnte sein stetes Unglück als nicht natürlich

erscheinen. Lola nahm einen Platz ein, der ganz vortrefflich dazu geeignet war, um Winke zu geben, und das lange Gesicht des Herrn Lehivain konnte Vielerlei ausdrücken.

Allein der junge Herr Robert von Blois konnte sich zu einem so gemeinen Betruge nicht erniedrigen. Er war ja ein Edelmann! und wenn er wirklich unehrlich spielte, so that er es wenigstens mit großer Liebenswürdigkeit und außerordentlicher Gewandtheit.

Ueberdies zeigte sich Herr von Blois nie sehr spiellustig. Er fing nie davon an und Penhoël mußte ihn jeden Abend dringend bitten, damit er sich bewegen ließ, ihm seine Doppellouisd'ors abzunehmen.

Er war so uneigennützig, daß ihm sein beständiges Glück eher lästig, als angenehm zu sein schien. So oft das Schicksal ihn nöthigte, das Geld des Vicomte einzustecken, konnte er nie ein Zeichen des Verdrusses unterdrücken.

Penhoël dagegen spielte mit finsterer Beharrlichkeit. Er hatte seit drei Jahren große Summen verloren, die er wieder gewinnen wollte. Die Meierhöfe, die Mühlen und die Waldungen, aus denen sein väterliches Erbe bestand, waren nach und nach auf dem grünen Tische verschwunden; aber er meinte noch immer, das Glück müsse sich wenden und er werde dies Alles wieder gewinnen.

Jeden Tag zerschellte seine Hoffnung an dem un-

erbittlichen Ausspruche des Geschickes, aber nichts vermag einen hartnäckigen Spieler zu entmuthigen.

Robert hatte eben wieder eine Partie gewonnen und Penhoël suchte in den Tiefen seiner anfangs wohl gefüllten Tasche die wenigen Goldstücke, die ihm noch übrig blieben.

„Ich würde zwanzig Louisd'ors darum geben, wenn Sie diese Partie gewonnen hätten," sagte Robert; „ein Glück, wie das meinige, übersteigt alle Begriffe und wird endlich langweilig."

Penhoël reichte Lola sein Glas, welches diese mit unerschöpflicher Bereitwilligkeit füllte.

„Man sagt, daß man nicht zu gleicher Zeit im Spiele und in der Liebe Glück haben kann," bemerkte der junge Graf von Pontalès, indem er einen spöttischen Blick auf den Vicomte warf.

„Obgleich ich auf Herrn von Blois wette," sagte der Marquis mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, indem er seinem Sohne einen tadelnden Wink gab, „so wünsche ich doch von Herzen, daß mein Freund Penhoël gewinnen möchte. Ein solches Unglück ist mir noch nie vorgekommen! ... Nehmen Sie einen anderen Stuhl, Vicomte, dies soll zuweilen etwas helfen."

Mit der abergläubigen und stumpfsinnigen Folgsamkeit des entmuthigten Spielers schob Penhoël seinen Stuhl zurück und nahm einen anderen.

Nicht zufrieden mit seinem hochherzigen guten

Rathe wechselte der alte Marquis auch noch die beiden Lichter und verrückte den Tisch ein wenig.

Man wird zugeben, daß sich nach diesen klassischen Manövern das Glück wie mit einem Zauberschlage hätte wenden sollen. Aber Penhoël verlor abermals.

„Es ist eine Thorheit, gegen den Teufel kämpfen zu wollen!“ sagte der alte Marquis, indem er entmuthigt die Hände faltete.

Penhoël suchte wieder in seiner Tasche, aber es war nichts mehr darin.

„Dreißig Louisd'ors auf Ehrenwort!“ rief er mit hohler Stimme.

Dies waren die ersten Worte, die er seit einer Stunde sprach.

Die beiden Pontalès und Herr von Blois wechselten einen raschen Blick.

„Sie wissen, Vicomte,“ erwiderte Robert, „daß ich es Ihnen nicht gern abschlagen möchte, denn ich würde mit Ihnen um Millionen auf Ehrenwort spielen ... aber in diesem Augenblicke hieße es wahrhaftig, Ihnen das Geld aus der Tasche stehlen, denn ich bin überzeugt, wir könnten bis morgen hier sitzen, und Sie würden fortwährend verlieren.“

„Dreißig Louisd'ors!“ wiederholte Penhoël, dessen zitternde Hand mechanisch nach dem Branntweinglase griff.

Robert mischte mit sichtbarem Verdruß die Kar-

ten. In dem Augenblicke, als Penhoël coupirte, öffnete ein Bedienter die Thür des Zimmers und sagte:

„Man erwartet den Herrn Maire, um das Freudenfeuer anzuzünden.“

„Man soll warten!“ wollte Penhoël erwiedern; aber Robert und die beiden Pontalès waren schon aufgestanden.

Als der Vicomte seinen Gegner auf diese Weise entschlüpfen sah, überzog sich seine Stirn mit dunkler Röthe und seine Lippen bebten vor Zorn, während er unverständliche Worte des Vorwurfs stammelte.

Robert und Pontalès nahmen ihn Jeder an einem Arme und Lola verschwand mit dem jungen Grafen.

„Seien Sie vernünftig, Penhoël!“ sagte der Marquis in dem väterlichen Tone, den man starrsinnigen Kindern gegenüber annimmt; „verwenden Sie eine halbe Stunde zur Erfüllung Ihrer Pflicht, dann soll es uns nicht darauf ankommen, Ihnen Revanche zu geben ...“

„Da Sie einmal unverbesserlich sind,“ setzte Robert hinzu, indem er ihn in den Garten zog.

Ehe er jedoch das Zimmer verließ, hatte er Lehivain einen Wink gegeben, sich nicht zu entfernen.

Die Landleute warteten auf der Tenne. Das Freudenfeuer wurde vermittelst einer blauen, mit silbernen Lilien verzierten Kerze angezündet, und die Pausen

zwischen den Petarden mit den geziemenden Lebehochs ausgefüllt.

Während die bläuliche Flamme an den übereinandergeschichteten Reißigbündeln emporleckte, verlor sich Penhoël unter der Menge und suchte vergebens seine Partner. Allenthalben begrüßten ihn die Landleute mit Ehrerbietung, aber er sah sie gar nicht.

Als ihm auch der Vater Géraud aus dem „gekrönten Hammel“ seine Verbeugung machte, fragte er diesen mit gedankenloser Miene:

„Hast Du Herrn Robert von Blois nicht gesehen?“

Dann wendete er sich wieder, ohne eine Antwort abzuwarten, nach einer anderen Seite.

Anstatt Robert's und der beiden Pontalès, welche unsichtbar geworden waren, begegnete Penhoël überall dem Advokaten Lehivain, der sich zwar immer in einer ehrerbietigen Entfernung hielt, den Vicomte aber nie aus den Augen verlor und nur auf eine günstige Gelegenheit zu warten schien, um ihn anzureden.

„Wo sind sie? wo stecken sie?“ rief ihm endlich René mit der höchsten Ungeduld zu.

„Der Herr Vicomte meinen ohne Zweifel die drei Herren?“ versetzte Macrocephalus, sogleich näher kommend; „sie erwarten Sie wahrscheinlich in Ihrem Zimmer.“

„Das ist wahr,“ sagte der Vicomte; „kommen Sie.“

Der Mann des Gesetzes reichte ihm seinen Arm, auf den er sich schwerfällig stützte. Als sie bei dem Tanzsalon vorüberkamen, blieb er stehen und murmelte etwas vor sich hin. Das Orchester spielte eben eine Polka, welche Lola mit Alain von Pontalès tanzte.

„Sie wäre viel lieber bei Ihnen, als hier, Herr Vicomte,“ sagte der Advokat; „überall, wo Sie nicht sind, scheint sich die arme junge Dame zu langweilen!“

„Ist das wahr?“ fragte Penhoël.

„Sehen Sie selbst!“

Dies war eine verwegene Dreistigkeit, denn Lola schien im Himmel zu schweben. Demohngeachtet aber lächelte René zufrieden und setzte den Weg nach seinem Zimmer fort.

Hier fand er indessen weder Pontalès noch Robert von Blois.

„Sie werden wohl kommen,“ sagte Macrocephalus, indem er dem Vicomte mit der Zuvorkommenheit eines Kammerdieners seinen Lehnstuhl herbeizog. „Wenn ich so frei sein dürfte, möchte ich lieber sagen: sie werden nur zu bald kommen! ... Jesus im Himmel! was für Geld haben Ihnen diese Herren schon abgenommen, Herr Vicomte!“

„Geben Sie mir mein Glas, Herr Lehivain,“ entgegnete Penhoël; „das Glück muß sich früher oder später wenden!“

„Wäre ich eine Fee oder ein Zauberer,“ rief der

Advokat, indem er sich bemühte, seinem Gesicht einen Ausdruck warmer Theilnahme zu geben, „so würde es sich schon längst gewendet haben! ... Sie wissen, Penhoël, daß ich kein Phrasenmacher bin, aber Sie sind mir der liebste unter allen Edelleuten der Umgegend ... So wahr Gott lebt, ich würde mich für Sie in Stücke hauen lassen!"

„Sie kommen also nicht!" murmelte Penhoël.

„Ehe sie kommen," erwiderte Lehivain, indem er sich neben ihn auf einen Stuhl setzte, „könnten wir ein wenig von Geschäftssachen sprechen."

„Nein, nein!" versetzte der Vicomte mit einer Geberde des Widerwillens und der Angst, „heute nicht!"

„Sie müssen wissen, daß es sehr schlimm mit Ihren Finanzen steht ..."

„Läßt es sich ändern?" entgegnete Penhoël mit Verdruß; „erinnern Sie mich nicht an Dinge, die geschehen sind! Ich weiß recht gut, daß mir früher oder später kein anderer Ausweg übrig bleiben wird, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen!"

„Kann sein," versetzte der Advokat in einem Tone, welcher sagen wollte: „Dieser Augenblick ist näher, als Sie glauben."

Dann fuhr er mit heuchlerischer Theilnahme fort:

„Was geschehen ist, ist geschehen, Penhoël, und ich will nicht mehr von den falschen Unterschriften sprechen ... Fürchten Sie nichts, es hört uns Niemand

... ich wollte Sie nur fragen, ob Sie noch viel von dem für den Wald von Quintaine erhaltenen Gelde übrig haben ...“

Der Vicomte ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Ha! ein solches Unglück! ein solches Unglück!“ stöhnte er, indem er krampfhaft die Armlehnen seines Stuhles umfaßte; „ich habe meinen letzten Louisd'or verloren!“

„Und doch wollen Sie noch spielen?“

„Ich will gewinnen!“

„Aber wenn Sie abermals verlieren?“

„Ich will gewinnen, sage ich Ihnen!“ rief Penhoël, sich plötzlich aufrichtend. „Ist Blanca von Penhoël geschaffen, um ihr Brot zu erbetteln? ... Ich will meine Wälder, meine Mühlen und meine Pachthöfe wieder gewinnen, und dazu alle Güter, welche Pontalès meinem Vater gestohlen hat!“

„Ich würde meinen rechten Arm darum geben, wenn dies geschähe, Herr Vicomte! ... Wenn Sie nun aber kein Geld mehr haben?“

„So müssen wir noch etwas verkaufen! ... Lola will sich auch einen neuen Schmuck von Rennes kommen lassen ...“

„Verkaufen!“ unterbrach ihn der Mann des Gesetzes mit einem langen Gesicht; „um verkaufen zu können, muß man etwas haben.“

„Wie meinen Sie das?“ rief Penhoël, indem er ihn erschrocken ansah; „habe ich denn nichts mehr?“

„O ja,“ erwiderte Macrocephalus, „Sie besitzen noch Ihr schuldenfreies Schloß Penhoël ...“

„Und außer diesem?“

„Nichts mehr,“ antwortete der Advokat leise.

Der Vicomte blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen. — Dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen.

„Das Schloß Penhoël,“ sprach Lehivain weiter, „ist eine schöne Besitzung; wir würden es zu einem guten Preise an den Mann bringen können ... und ich bin überzeugt, der Herr Marquis von Pontalès ...“

„Nein!“ rief Penhoël mit Entsetzen, „hier ist mein Vater gestorben ... der Marquis bekommt es nie! ...“

„Ich rathe Ihnen gewiß nicht zum Verkaufe des Schlosses, Herr Vicomte,“ erwiderte Macrocephalus mit einem noch ehrerbietigeren und einschmeichelnderen Ausdrucke; „nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß es eine große Last für Sie sein würde ... denn um eine solche Wohnung zu behaupten, muß man entsprechende Einkünfte haben ...“

„Und ich habe gar keine mehr!“ seufzte der Vicomte.

„Wenigstens sind sie nicht bedeutend, wenn ich aufrichtig sprechen soll ... Auf der anderen Seite kann

sich das Glück auch wenden, wie Sie eben sagten, und wenn Sie Fonds hätten ...“

Penhoël ließ beide Hände in den Schooß sinken und ein tiefer Seufzer weckte ihn aus seiner Apathie. Die drei vergangenen Jahre zogen wie eine flüchtige Vision an seinen Augen vorüber.

„Ich war glücklich und reich,“ dachte er laut, „der Name meines Vaters war fleckenlos und geehrt .... sollte Haligan wahr gesprochen haben? ... sollte dieser Fremde hierher gekommen sein, um mir das Heil meiner Seele und das Leben zu rauben?“

„Ein wichtiger Umstand,“ fuhr der Mann des Gesetzes fort, „ist der, daß alle Ihre Veräußerungen mit der Bedingung des Rückkaufs abgeschlossen worden sind. Im Fall Sie mit dem Marquis oder mit einem Anderen ein neues Geschäft machen sollten, könnte man sich die nämliche Bedingung vorbehalten.“

„Ist der Termin für den Ablauf des Wiederkaufrechtes bei allen Gütern, die ich bis jetzt veräußert habe, gleich?“

„Ja, er geht mit dem ersten November dieses Jahres zu Ende.“

„Und wir haben schon den 20. August.“

„In zwei Monaten und elf Tagen kann viel geschehen, Herr Vicomte! Sollten Sie geneigt sein, das Schloß zu verkaufen, so könnte ich Herrn von Pontalès noch diesen Abend ausforschen.“

René von Penhoël antwortete nicht sogleich. Als er endlich das Wort ergriff, sprach er mit fester Stimme und stolzer Miene; ein Funke seiner früheren Energie schien in ihm erwacht zu sein.

„Ich verbiete Ihnen, je wieder ein Wort davon zu sprechen!“ rief er aus. „Ich weiß nicht, was Gott über mich beschließen wird, aber das Haus, in welchem meine einzige Tochter geboren wurde, soll mit meiner Zustimmung nie verkauft werden.“

„Wohl gesprochen,“ versetzte Macrocephalus in rührendem Tone. „O, Sie sind ein ächter Edelmann, Herr Vicomte, und ich bin überzeugt, daß noch Alles gut werden wird.“

„Lassen Sie mich allein!“ befahl Penhoël.

Der Advokat stand sogleich auf, um zu gehorchen. Aber ehe er sich entfernte, sagte er noch:

„Wenn Sie wüßten, wie weh es mir jedesmal gethan hat, wenn eines von Ihren Gütern in fremde Hände überging! Ich habe nichts gegen Pontalès, und Gott sei Dank, überhaupt gegen Niemanden ... aber ich bin vor Allem der treue Freund und Diener des Hauses Penhoël, und wenn ich Reichthümer besäße, so wüßte ich wohl, wozu ich sie anwenden würde!“

Nach diesen Worten verließ er den Vicomte mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

Im Garten, an der Treppe des Perrons, begeg-

nete er Robert von Blois, der ihn wahrscheinlich erwartete, denn er nahm sogleich seinen Arm.

„Nun, Geschicktester aller Geschickten," fragte Robert, „was haben wir gethan?"

„Ich wußte es vorher," entgegnete Lehivain kopfschüttelnd, „das letzte Hemd verkauft man nicht, ohne sich ein wenig zu sträuben."

„Aber er zeigt sich doch bereit dazu?"

„Nein, er weigert sich."

„Hm!" murmelte Robert, „das verzögert die Sache von Neuem. Haben Sie aber auch Alles gethan, was Sie konnten?"

„Mein werther Herr von Blois." sagte der Advokat in gemessenem Tone, „dergleichen Dinge sind nicht so leicht ... Ich kenne Sie erst seit drei Jahren, aber ich habe Sie so lieb, als wären Sie mein einziger Sohn!"

„Ich bin auch erkenntlich dafür ..."

„Ich wünschte, Sie stellten mich auf die Probe," fuhr der Advokat fort. „So wahr Gott lebt, ich würde mich für Sie in Stücke zerreißen lassen. Ich habe weder gegen Penhoël, noch gegen Pontalès etwas, aber Ihr Interesse geht mir über Alles, dies ist mein Grundsatz."

„Wenn die Zeit kommt, Herr Lehivain, werden Sie sehen, daß Sie es mit keinem Undankbaren zu thun haben. Für's Erste will ich Sie morgen wegen einiger kleinen Differenzen um Ihren Rath fragen, die mich in Zukunft leicht mit Penhoël entzweien könnten."

„Ich bin stets zu Ihren Diensten, Herr von Blois.“

„Aber um auf unsere Hauptangelegenheit zurückzukommen ... Sie glauben also nicht, daß es möglich sein wird ...“

„Durch meine Verwendung nicht,“ entgegnete Lehivain.

„Dann müssen wir zu den großen Mitteln greifen, nicht so?“

„Dies ist ganz meine Meinung, und wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte ...“

„Allerdings dürfen Sie das, Herr Lehivain.“

„Mein Rath wäre folgender,“ sprach der Advokat weiter. „Die schöne Lola übt auf Penhoël eine unbegrenzte Herrschaft aus ...“

„Sie sind ein sehr scharfsichtiger Beobachter,“ unterbrach ihn Robert. „Lola hat uns in der That schon außerordentlich genützt fast eben so viel als das Spiel und die Flasche; aber jetzt weiß ich etwas noch Besseres als dies ...“

„Etwas noch Besseres?“ wiederholte Macrocephalus in ungläubigem Tone.

Robert machte seinen Arm von dem des Advokaten los.

„Es ist hier kein passender Ort, um von Geschäften zu sprechen,“ entgegnete er. „Haben Sie die Güte, den Herrn Marquis von Pontalès aufzusuchen, und

erwarten Sie mich dann mit ihm an irgend einem Plätzchen, wo wir ungestört plaudern können."

„Beim Thurme du Cadet, wenn es Ihnen recht ist?"

„Gut, der Ort ist vortrefflich, und Sie sollen nicht lange auf mich warten. Ehe eine halbe Stunde vergeht, werden Sie über den Werth meines Mittels urtheilen können."

Sie trennten sich.

Der Advokat schlug die Allee ein, welche nach dem Tanzsalon führte, um den Marquis von Pontalès aufzusuchen, und Robert von Blois ging in's Schloß hinauf.

Anstatt aber in das Schlafgemach des Vicomte zu treten, dessen Thür ihm zuerst im Corridor entgegenstand, begab er sich nach dem Zimmer der gnädigen Frau.

X

Die Zusammenkunft.

Der Marquis von Pontalès und der Advokat Lehivain kamen beim Thurme du Cadet an, um Robert von Blois hier zu erwarten.

„Schien er seiner Sache gewiß zu sein?“ fragte der alte Marquis.

„O, er ahnet nicht das Mindeste,“ erwiderte Macrocephalus mit einer geringschätzenden Geberde. „Weil er die Volte schlagen und beim Mischen der Karten den König aufwerfen kann, hält er sich für einen äußerst geschickten Mann! ... Glauben Sie mir, Herr Marquis, wenn ich es nicht aus alter Anhänglichkeit zu Ihnen thäte, würde ich mich keine Minute länger mit dieser ganzen Angelegenheit befassen ... Dieser Robert ist ein Abenteurer von gemeinem Schlage, und ich habe mit solchen Leuten nicht gern zu thun. Aufrichtig gesagt, Herr Marquis, ist mir an diesem Herrn von Blois

eben so wenig gelegen als an Penhoël, für Sie aber und für Ihren Herrn Sohn würde ich mich mit Freuden in tausend Stücke zerhacken lassen!“

„Ich weiß, daß Sie ein treuer Freund sind, Herr Lehivain,“ entgegnete Pontalès mit seinem freundlichen Lächeln. „Sie sind außerdem ein sehr verständiger Mann und ich glaube, daß Sie eine ganz richtige Meinung über Herrn Robert von Blois haben. Aber wir brauchen ihn noch so lange, bis wir unsre Angelegenheit zu Ende geführt haben. Seien Sie überzeugt, daß ich meine wirklichen Freunde seiner Zeit nicht vergessen werde und wenn sich unsere Erwartungen erfüllen, dann verspreche ich Ihnen, daß Viele Sie beneiden sollen.“

Diese Rede war für die langen Ohren des Advokaten ein süßer Honigseim und er schwelgte schon im Vorgenusse seiner zukünftigen Wichtigkeit.

„Vor Allem aber muß Penhoël gänzlich beseitigt werden,“ fuhr der Marquis mit leiserer Stimme fort. „Es genügt nicht, daß wir ihm die Hälfte oder Dreiviertel seines Vermögens entreißen, sondern er muß gezwungen sein, zu entfliehen und Niemand darf mehr etwas von ihm hören. Dann erst ist unser Sieg vollkommen.“

„Vortrefflich!“ rief Macrocephalus, sich vergnügt die Hände reibend, „das nennt man ein Geschäft mit

Energie betreiben! ... Doch ich glaube, wir sind zur Stelle."

Sie hatten die Kastanienbäume erreicht, hinter denen sich noch vor wenigen Augenblicken Diana und Cypriane befanden.

„Wir wollen leiser sprechen," sagte Pontalès stehen bleibend. „Hierher also wird Robert kommen?"

„Ja."

„Sind wir aber auch hier vor neugierigen Ohren sicher?"

„Es giebt keinen Ort, der besser dazu geeignet wäre, um ruhig von Geschäften zu sprechen. Die Mauer ist hoch und hinter uns haben wir den freien Weg, auf dem wir Jedermann sehen können."

„Aber vor uns?" versetzte der Marquis, indem er auf die Gruppe von Kastanienbäumen zeigte.

„Dies ist etwas Andres," entgegnete Macrocephalus lächelnd und in der Meinung, einen guten Witz zu machen; „hinter diesen Bäumen könnte sich allerdings ein lauschendes Gespenst befinden."

„Was meinen Sie damit?"

„Entschuldigen Sie, Herr Marquis, daß ich mir erlaube, in Ihrer Gegenwart zu scherzen. Soviel ist gewiß, daß es auch der muthigste Bursche aus den umliegenden Dörfern nicht wagen würde, im Dunklen auf den freien Raum zwischen diesen Bäumen zu

kommen, weil der alte Commandant von Penhoël hier umgeht."

„Gleichviel," erwiderte Pontalès, „zu große Vorsicht schadet nie, und ich möchte doch nachsehen ..."

„Das können Sie thun."

Der dienstfertige Lehivain bog die unteren Zweige des Gebüsches zurück, um es dem Marquis bequemer zu machen, und sagte dann zu ihm:

„Haben Sie die Güte einzutreten, gnädiger Herr, da Sie sich nicht vor Gespenstern fürchten."

Beide traten auf den Rasenplatz, wo die Dunkelheit durch das dichte Laub noch vermehrt wurde.

„Wie gut könnte sich Jemand hier verbergen," sagte der Marquis mit etwas bewegter Stimme.

„Ei, ei, Herr Marquis!" versetzte der Advokat, indem er mit seiner Beherztheit zu prahlen suchte, „mich dünkt, Ihre Stimme zittert! ... Beruhigen Sie sich, der alte Penhoël ist wirklich und wahrhaftig todt, und keinem Lebenden kommt es in den Sinn, sein Boudoir zu besuchen."

Einige dürre Blätter rauschten unter dem Fuße des Marquis, worüber Lehivain so heftig erschrak, daß er einen leisen Angstruf ausstieß.

„Haben Sie gehört?" fragte er, den Athem zurückhaltend.

Pontalès hatte sich inzwischen überzeugt, daß sowohl

der Ruheplatz als auch das Wachthäuschen vollkommen einsam waren.

„Es war mir, als hätte ich etwas gehört,“ sagte der Mann des Gesetzes, der sich seiner Zaghaftigkeit schämte, „doch ich irrte mich. Aber wir haben die Lokalität in Augenschein genommen, und ich stimme dafür, daß wir auf den offenen Weg zurückkehren.“

„Es ist also nicht möglich, auf einem andren Wege hierher zu gelangen?“ fragte der Marquis.

„Sehen Sie selbst,“ erwiderte Macrocephalus; „hier eine dreißig Fuß hohe Mauer und dort steile Abhänge. Ich schlage vor, die Sitzung aufzuheben.“

Er bog die Zweige abermals zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus, als er den Himmel wieder über sich sah. Jetzt erhielt er seinen ganzen Muth wieder.

„Abgesehen von den Gespenstern,“ sagte er, „giebt es doch Jemanden, der sich gern an diesem unheimlichen Orte aufhält.“

„Wer denn?“

„Der alte Benedict Haligan. Doch ich denke, jetzt wird ihm die Lust wohl vergehen, herauf zu kommen, denn er liegt im Sterben. Ach, Herr Marquis, wie wenig ist doch der Mensch! Als der alte Penhoël hierher kam, um auf seiner Rasenbank auszuruhen, war er das Oberhaupt einer reichen und mächtigen Familie ... und jetzt möchte der arme Advokat Lehivain nicht mit dem Gebieter von Penhoël tauschen!“

„Der arme Advokat Lehivain,“ entgegnete Pontalès, „wird bald eine solche Stellung einnehmen, daß er mit Niemandem in der Welt tauschen mag. Aber wir wollen ein wenig von der Gegenwart sprechen. Seitdem jene beiden abscheulichen Mädchen mir aus meinem Zimmer, in meinem eignen Schlosse, die Papiere entwendet haben, die ich nicht für funfzigtausend Thaler herausgegeben hätte, weiß ich nicht mehr recht, was für Waffen wir gegen Penhoël haben.“

„O wir haben noch sehr gute,“ erwiderte Lehivain vergnügt. „So oft Penhoël ein dem älteren Bruder gehörendes Stück Land verkaufte, mußte er jedes Mal eine neue Fälschung vornehmen. Deshalb zerstückelte ich die Verkäufe und vervielfältigte so die Contracte.“

„Sie sind ein unbezahlbarer Mann!“

„Ja, ich kenne meinen Stand so ziemlich, und ich kann sagen, daß es einer gewissen Festigkeit in meinen Grundsätzen bedurfte, um jenen Abenteurer Robert binnen einigen Wochen zu einem starken Gläubiger Penhoëls zu machen. Allerdings hatte dieser Patron die Sache mit seltenem Geschick begonnen. Sie hätten ihn sehen sollen, als er vor drei Jahren mit seinem Bedienten Blaise auf dem Schlosse ankam! ... ich hätte einen Eid abgelegt, daß er Millionair sei, und dann hatte er zwei vortreffliche Sehnen an seinem Bo-

gen: den Carreaukönig und die Coeurdame! ... Sie errathen, daß ich die Lola meine. Uebrigens ist er bedeutend schwächer geworden, seitdem er etwas zu verlieren hat; aber sobald er wieder ein obdach- und mittelloser Abenteurer würde, möchte ich mich nicht an ihm reiben. Aufrichtig gesagt, Herr Marquis, wenn auch Penhoël vertrieben ist, so sind Sie doch noch immer nicht der Gebieter auf dem Schlosse."

„Im geeigneten Augenblicke werde ich Ihren vortrefflichen Rath wieder in Anspruch nehmen," versetzte Pontalès, „denn ich kann mich leider eben nicht für einen gewandten Diplomaten ausgeben. Aber um auf die in Ihren Händen befindlichen Papiere zurück zu kommen ... Sie haben sie doch hoffentlich an einem sicheren Orte aufbewahrt?"

„Ich stehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür! .. Die beiden Mädchen streifen zwar eben sowohl in meiner Wohnung umher als in der Ihrigen und sie haben mir auch schon mehrere von Penhoël unterschriebene Papiere entwendet; aber jetzt ist mein Haus kriegsmäßig armirt, und ich glaube nicht, daß ihnen zum zweiten Male nach einem Gerichte gelüsten wird, wie es ihnen erst gestern Abend vorgesetzt worden ist."

„Ich habe in der That von einem Schusse gehört..." begann Pontalès.

„Von zwei Schüssen wollen Sie sagen, und einer davon hat sein Ziel nur um ein Geringes verfehlt, denn

es ist in der Haide ein todtes Pferd mit einer Kugel im Kopfe gefunden worden."

„Dies sind sehr gewaltthätige Mittel, Herr Lehivain, und wenn ich gefragt worden wäre..."

„Ich glaube auf den Ruf eines vorsichtigen Mannes Anspruch machen zu dürfen, Herr Marquis," unterbrach ihn der Advokat. „Es halten sich genug Räuber und schlechtes Gesindel in unseren Haiden auf, daß man einem Hausbesitzer nicht verargen kann, wenn er seine Leute bewaffnet. Ziehen wir die Nützlichkeit der Sache in Betracht, so kann ich Ihnen durch unwiderlegliche Beweise darthun, daß unter allen Hindernissen, die uns im Wege stehen, jene beiden kleinen Dirnen die schlimmsten und gefährlichsten sind. Ich möchte es lieber mit einem halben Dutzend Männern zu thun haben, denn Sie müssen wissen, daß sie alle unsere Geheimnisse ebenso gut kennen als wir selbst, und wenn ihnen einmal der Zufall eine Stütze in die Hände liefern sollte, so kann ich Ihnen versichern, daß sie uns viel zu schaffen machen würden."

„Das ist möglich ... indessen..."

„Ich bin gewiß ein entschiedener Feind aller Gewaltmittel unter gewöhnlichen Verhältnissen, aber im vorliegenden Falle zwingt mich lediglich Ihr Interesse, zu solchen meine Zuflucht zu nehmen. Sie haben drei Jahre Ihres Lebens und außerdem bedeutende Geldsummen zur Erreichung eines vollkommen gesetzmäßigen

Zieles aufgewendet; auch entferne ich mich durchaus nicht von dem gesetzmäßigen Wege, sondern bediene mich nur der äußersten Waffe, welche das Gesetz einem Bürger gestattet."

Pontalès schwieg.

„Wenn ich sage: ich bediene mich ihrer," fuhr der Advokat fort, „so meine ich dies nur im bildlichen Sinne, denn ich selbst habe den Schuß nicht abgefeuert, da ich ein Schießgewehr nicht zu handhaben verstehe. Ich kann Ihnen jedoch versichern, daß Herr von Blois noch viel weiter gehen will, denn die beiden kleinen Dämonen gehen ihm Tag und Nacht im Kopfe herum. Sie verkleiden sich als Gespenster und benachrichtigen so den Vicomte von Allem, was wir gegen ihn unternehmen. Dadurch zerstören sie unsere Pläne und Robert ist daher entschlossen die Offensive zu ergreifen."

„Nun, wenn er einen passenden Ausweg hat ... etwas Sicheres und mit Geschick Ausgedachtes ... Sie verstehen mich..."

Pontalès hielt inne, um zu horchen, denn man hörte in der Richtung des Schlosses das Geräusch von Schritten auf dem Wege.

Die beiden Männer traten ein wenig zur Seite ins Gebüsch. Die Schritte kamen näher und bald konnte man die Umrisse von zwei Personen erkennen.

„Er ist es," sagte der Marquis.

„Mit einer Dame,“ versetzte der Advokat.

„Lola wahrscheinlich?“

Macrocephalus steckte den Kopf ein wenig vor, um besser sehen zu können.

„Nein,“ erwiderte er dann mit dem Ausdrucke des Erstaunens; „es ist Frau von Penhoël!“ ...

Als Robert und die ihn begleitende Dame nahe bei dem Thurme du Cadet angekommen waren, konnten Pontalès und Lehivain Einiges von ihrem Gespräche verstehen.

Es war in der That Martha von Penhoël am Arme Roberts, der im Paradeschritt neben ihr ging.

Wenn Martha sprach, hörten Pontalès und der Advokat nur ein leises Geflüster; von den Worten Roberts aber entging ihnen kein einziges, denn er sprach laut und seine Stimme verrieth eine außerordentlich heitere Laune.

„Schöne Dame,“ sagte er in diesem Augenblicke, „Penhoël ist heut nicht glücklicher gewesen als gewöhnlich. Es ist merkwürdig, mit welcher Beharrlichkeit ihn das Unglück verfolgt ... ehe er das Freudenfeuer anzündete, hatte er sein letztes Goldstück verloren. Sie sollten Ihren ganzen Einfluß geltend machen, um ihn von dieser verderblichen Leidenschaft zu heilen!“

„Vor drei Jahren konnte man in dem Spiele, welches des Abends auf dem Schlosse gespielt wurde, höchstens einen Louisd'or verlieren,“ entgegnete Martha.

„Dann haben sich die Zeiten sehr geändert," versetzte Robert, „denn bei dem Spiele, wie Penhoël es jetzt treibt, kann er in einem Abende mit Bequemlichkeit einen Meierhof oder einige Morgen Wald verlieren."

„Welch ein Ton!" murmelte Pontalès im Gebüsch.

„Aber ich begreife nicht, was sie dazu bewegen kann, um diese Zeit an einen solchen Ort mit ihm zu gehen!" erwiderte Lehivain.

„Mich dürfen Sie nicht anklagen," schöne Dame, sprach Robert weiter; „ich habe ihm schon zwanzig Mal gesagt, daß er zwei abscheuliche Laster hat! ... Man kann gern spielen und trinken ... er spielt wie ein Wahnsinniger und trinkt wie ein Fuhrmann."

Während er dies sagte, blickte er nach allen Seiten umher, als suchte er einen unsichtbaren Zuhörer.

„Ich will Ihnen nicht verhehlen," fuhr er fort, „daß ich mit Ihnen hierher gegangen bin, um ein wenig von Geschäften zu sprechen. Zuvor aber erlauben Sie die Frage, ob Fräulein Blanca's Unwohlsein keine bedenklichen Folgen gehabt hat?"

Robert konnte den Arm der Vicomtesse zittern fühlen.

„Was fehlte ihr denn?" fragte er nochmals.

Martha blieb stehen, ihre Kniee schwankten.

„Wissen Sie es nicht?" entgegnete sie.

Robert schwieg einen Augenblick unschlüssig; dann antwortete er in ungezwungenem Tone, jedoch wahrscheinlich nur aufs Gerathewohl:

„Ich glaube in der That es zu errathen, Madame.“

„Wirklich?“ versetzte Frau von Penhoël, indem sie ihren Arm von dem seinigen losmachte, in einem so sonderbaren Tone, daß Robert sich herabbeugte, um den Ausdruck ihres Gesichts zu studiren. Allein es war zu dunkel, als daß er etwas hätte unterscheiden können.

Er ahnte ein neues Geheimniß und hätte große Lust, weiter danach zu forschen; aber er überlegte, daß gewisse Mittheilungen sich nicht für die Zuhörer eignen könnten, die er im Gebüsch vermuthete.

„Aus Ihrer Geberde, gnädige Frau, ersehe ich, daß Sie heftig aufgebracht sind,“ rief er aus; „allein Sie haben durchaus keine Ursache dazu. In diesen Tagen wünsche ich wegen Ihrer Fräulein Tochter mit Ihnen zu sprechen...“

„Nein, auf der Stelle!“ unterbrach ihn Martha hastig, „ich bitte Sie um des Himmels willen!“

„Dies muß ich Ihnen zu meinem großen Bedauern abschlagen, denn es ist jetzt nicht der geeignete Augenblick dazu. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen dagegen den Beweggrund unsrer heutigen Unterredung mittheilen...“

Herr von Blois ging nun ohne Weiteres auf das

Kapitel vom Verkaufe des Schlosses über, und da die Antwort der Vicomtesse wahrscheinlich eine Weigerung war, so entgegnete er fortwährend in seinem ungezwungenen und leicht spöttelnden Tone:

„Das hätte ich nicht erwartet, schöne Dame! ... Ich weiß nicht, ob es Ihnen schon aufgefallen ist, daß ich in den drei Jahren, während deren ich Sie zu vielem Danke gegen mich verpflichtet, noch nicht einen einzigen Dienst von Ihnen erbeten habe.“

„Ist es noch nicht genug,“ flüsterte Martha, „daß Sie mir den Mund geschlossen haben, als ich den Abgrund vor meinem Gatten offen sah?“

„Dies ist nur Stillschweigen, eine rein negative Gefälligkeit! ... Wollen Sie mich wirklich dieses erste Mal, wo ich etwas von Ihnen erbitte, durch eine Weigerung betrüben?“

Martha's Antwort lautete ohne Zweifel nochmals abschlägig, denn Robert ließ sich eine Aeußerung des Unwillens entschlüpfen. Er verstand es indessen, sich noch zu beherrschen und indem er den Arm der Vicomtesse wieder nahm, kehrte er auf dem schon zurückgelegten Wege um und bot von Neuem seine Ueberredungskunst auf.

Dadurch entfernten sie sich beide wieder von dem Marquis und dem Advokaten und diese konnten daher Roberts Worte nicht mehr verstehen.

„Er ist doch ein schlauer Fuchs!“ sagte Macroce-

phalus; „er wird die unglückliche Frau in einer teuflischen Schlinge zu fangen gewußt haben!“

„Ja, ja,“ entgegnete Pontalès, „er ist gewandt nach Art der Theaterintriguanten ... er hat ein Dutzend Fäden, die er ziemlich geschickt zu dirigiren versteht. Besonnene Männer wie Sie und ich aber, lassen den Dingen ruhig ihren Lauf, erwarten die günstige Gelegenheit und thun es diesen prahlerischen Taschenspielern oft zuvor.“

„Sie mögen sich sträuben wie Sie wollen, schöne Dame,“ sagte Robert, abermals umkehrend, „es bleibt dabei, noch diesen Abend muß die Sache geordnet werden.“

„Es ist die letzte Hilfsquelle einer unglücklichen Tochter!“ rief Martha in flehendem Tone; „haben Sie Mitleid mit uns, Herr von Blois!“

„Ich möchte es gern, aber es ist mir unmöglich. Zum letzten Male: geben Sie Ihre Zustimmung?“

„Sie wissen recht gut, daß ich dies nicht darf.“

Robert blieb stehen; er befand sich eben unmittelbar vor dem Baume, hinter welchem Pontalès und der Advokat standen.

Diese sahen daher, wie er in seine Brusttasche griff und einen kleinen Gegenstand hervornahm, den zu erkennen, die Dunkelheit ihnen nicht gestattete.

Es war ein Portefeuille, das Robert der Vicomtesse dicht vor die Augen hielt.

„Es ist mir peinlich, gnädige Frau, zu diesem äußersten Mittel meine Zuflucht nehmen zu müssen," fuhr Robert mit leiserer Stimme fort, „allein Sie selbst zwingen mich dazu, obgleich Sie sehr gut wissen, was ich gegen Sie vermag."

Bei diesen Worten schlug er mit der Hand auf die Brieftasche. Martha blieb stumm und unbeweglich.

„Seien Sie vernünftig," sprach Robert weiter, „und nöthigen Sie mich nicht zu einem Eclat! Sie wissen selbst, ob ich in den letzten drei Jahren verschwiegen gewesen bin, seien Sie also nicht härter gegen sich selbst, als ich es bin. Wenn Sie sich noch länger weigerten, so müßte ich, ohngeachtet meiner großen Abneigung dagegen, von dieser Waffe Gebrauch machen. Willigen Sie aber ein, was ich noch immer hoffe, so können Sie wie bisher meiner strengsten Discretion gewiß sein."

Die Vicomtesse war noch einen Augenblick unschlüssig, dann sagte sie mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich kann Ihnen nicht widerstehen und werde thun, was Sie von mir verlangen."

„Das läßt sich hören!" rief Robert in heiterem Tone, indem er die Brieftasche wieder zu sich steckte; „mit einer verständigen Frau kommt man immer zum Ziele."

Dann setzte er mit dem Pathos eines Schauspielers hinzu:

„Holla! ist Niemand hier?“

Lehivain trat aus seinem Versteck hervor.

Als Martha ihn erblickte, wich sie entsetzt zurück.

„Ich habe die Ehre, Sie meiner unterthänigsten Ehrerbietung zu versichern, gnädige Frau,“ sagte Macrocephalus in seinem süßesten Tone; „ich habe nichts gehört, und selbst wenn ich etwas gehört hätte, so wissen Sie, daß ich Ihr treuer Diener bin, der sich für Sie in Stücken zerreißen lassen würde.“

„Sie werden die Güte haben, Herr Lehivain,“ unterbrach ihn Robert, „Frau von Penhoël ins Schloß zu begleiten. Sie begeben sich mit ihr nach dem Zimmer ihres Herrn Gemahls, der Ihnen auf ihr Verlangen eine Vollmacht zum Verkaufe des Schlosses einhändigen wird.“

Nachdem er der Vicomtesse mit der größten Artigkeit die Hand geküßt hatte, setzte er hinzu:

„Beeilen Sie sich wo möglich, Herr Lehivain, ich erwarte Sie!“

XI.

Prophezeiungen.

Diana und Cypriane befanden sich schon seit einigen Augenblicken in der Hütte des Fährmanns von Port-Corbeau. Bei ihrem Eintritt hatte Benedict aufgehört zu singen, und sich emporgerichtet, um die Töchter Penhoëls ehrerbietig zu bewillkommnen.

Dann sank er auf sein Lager zurück und blieb unbeweglich, die hohlen Augen starr auf die verräucherten Balken seiner Hütte geheftet.

Ein dünner Kienspahn war über dem Kopfende des Betts an der Wand befestigt und warf einen schrägen Lichtschein auf sein abgezehrtes Gesicht.

Cypriane ängstigte sich fast, wenn sie ihn ansah; sie saß ein wenig entfernt und bereitete einen Trank für ihn in einem kleinen irdenen Gefäße. Diana stand neben seinem Lager.

„Nun, Benedict,“ sagte Letztere, „wollt Ihr die-

sen Abend nicht mit uns sprechen? ... Wir haben Euch vorhin noch singen hören, warum seid Ihr jetzt so gänzlich verstummt?"

Der Alte antwortete nicht. Seine sonst geräuschvollen Odemzüge waren in diesem Augenblicke so schwach, daß man sie nicht mehr hörte.

„Komm, Diana," flüsterte Cypriane entsetzt, „wir wollen den Vikar holen ... wir sind wahrscheinlich bei einer Leiche!"

Keine Bewegung des alten Fährmanns entkräftete diese Besorgniß.

„Benedict, mein guter Benedict!" hob Diana wieder an, „Ihr wißt ja, daß wir Euch lieb haben; warum ängstigt Ihr uns also? ... Wir sind diesen Abend spät gekommen, aber das ist nicht unsre Schuld ... antwortet uns, Benedict, ich bitte Euch darum!"

Noch immer das nämliche Stillschweigen. Cyprianens Muth war erschöpft und sie wollte fliehen. Diana dagegen trat noch einen Schritt näher ans Lager des Fährmanns und ergriff seine Hand, um ihm den Puls zu fühlen.

Bei dieser Berührung machte Benedict eine schwache Bewegung. Ein Seufzer drängte sich über seine entfärbten Lippen und seine Augenlider hoben sich, als ob der Zauber, der ihn gefesselt, plötzlich gebrochen worden wäre.

„Das Freudenfeuer hat lustig ausgebrannt,

meine Kinder,“ sagte er, die müden Augen abermals schließend, „ich habe seinen rothen Schein durch die Thür meiner Hütte gesehen ... Es wird fröhlich getanzt auf der Tenne, wie im Garten von Penhoël ... nur der arme Benedict ist allein, sein Todeskampf währt zu lange!“

Diana nahm den zubereiteten Trank aus Cyprianens Händen und reichte ihn dem Alten. Aber dieser schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich habe die Zeit erlebt,“ fuhr er fort, „wo Penhoël von seinen sterbenden Dienern Abschied nahm. Damals versäumte Penhoël nie das Gute und Edle zu thun ... aber es giebt noch einen andern Todeskampf, als den des Körpers, und ich zürne dem Sohne meines Gebieters nicht.“

„Trinkt,“ wiederholte Diana, „dies wird Euch Erleichterung verschaffen.“

„Nur etwas kann mir Erleichterung verschaffen,“ erwiderte der Greis fast mit einem heiteren Lächeln, „wenn ich Ihre sanfte Stimme höre, Diana. Es gab Jemanden, den ich mehr liebte, als ein Vater seinen einzigen Sohn liebt ... je mehr ich mich meiner letzten Stunde nähere, um so deutlicher und weiter sieht mein geistiges Auge ... Er ist nicht todt und er wird vielleicht zurückkommen, wenn es nicht mehr Zeit ist!“

Seine Stimme wurde allmählig lauter und sein Kopf schien sich vom Kissen aufrichten zu wollen.

„Nein, nein,“ fuhr er fort, als Antwort auf das, was er vorhin, als er unbeweglich und wie todt auf seinem Bett gelegen, vernommen hatte, „nein, ich zürne Euch nicht, meine Kinder, denn ich wußte, daß Ihr mich heute noch besuchen würdet... morgen aber...“

Er hielt inne.

„Wir versprechen Euch, auch morgen wieder zu kommen,“ sagte Diana.

Der alte Fährmann richtete sich langsam und mit Anstrengung empor; dann sprach er mit tief bewegter Stimme weiter:

„Tretet Beide näher zu mir, meine Kinder, damit ich Euch noch einmal betrachten kann, Ihr lieblichen Blumen des Schlosses!... Ach ja! wenn Penhoël zurückgekommen wäre, so würde mein altes Auge noch schöne Tage gesehen haben... aber er kommt nicht, er kommt nicht!... ich glaube, Gott will es so!“

Die beiden Schwestern hörten ihm mit aufmerksamer Rührung zu.

„Ich sehe mancherlei Dinge in der Zukunft!“ hob der Alte wieder an. „Warum muß mein Wille unfruchtbar bleiben? Wenn Ihr nicht mehr zu mir kommt, lieben Kinder, so bin ich morgen ganz allein, denn Jedermann flieht mein Schmerzenslager...“

„Aber wir werden kommen,“ unterbrach ihn Diana.

„Muß ich Euch nicht Eure Medicin bereiten, guter Benedict?“ setzte Cypriane hinzu; „bin ich nicht Euer Arzt?“

„Ich, meine Kinder, bedarf nichts mehr,“ entgegnete der Fährmann; „mag ich verlassen sein oder nicht, meine Stunden sind gezählt. Hunger, Durst und Krankheit vermögen nichts über mich, da Gott im Voraus bestimmt hat, welchen Tod ich sterben soll. Ich weiß, wie viel Tage ich noch zu leben habe, es sind ihrer noch viele!... Cypriane von Penhoël, Sie wollten eben den Priester rufen, damit er das Sterbegebet über meine Leiche spreche, aber Sie werden vor mir aus der Welt gehen!“

Cypriane senkte erschrocken die Augen zu Boden. Sie war gewohnt, an die Worte des Alten wie an ein Orakel zu glauben.

„Und auch Sie, Diana!“ fuhr er fort. „Beide ... Beide zusammen! Unterbrecht mich nicht, denn dieser Augenblick der Kraft, den Gott mir gewährt, wird nur kurz sein, und wenn ich schweige, so schweige ich für lange Zeit!... Ich bin allein, ich habe weder einen Sohn noch eine Tochter, und ich liebe Niemanden in der Welt als den Abwesenden und Euch. Ich bin während der siebzig Jahre meines Lebens immer arm gewesen, aber dennoch habe ich einen kleinen Schatz gesammelt, der unter der großen Erle vergraben ist, an der ich sonst meine Fähre befestigte. Hört mich wohl

an, denn kein Mensch ist unfehlbar und meine Prophezeiungen sind vielleicht nur Hirngespinnste eines alten sterbenden Mannes. Gott gebe es, meine Kinder, Gott gebe es!

„Unter der Erle liegen hundert Sechslivresstücke in einem Topfe vergraben, die ich nach und nach gesammelt und die mir viele Jahre der Mühseligkeiten und Entbehrungen gekostet haben.

„Als Penhoël noch glücklich und reich war, nahm ich mir vor, mein Geld den Priestern zu hinterlassen, damit sie nach meinem Tode Seelenmessen für mich und für die Blauen lesen sollten, die ich während des Kriegs erschlagen habe.

„Seitdem aber Penhoël arm geworden ist, haben seine Diener nicht mehr das Recht, an sich selbst zu denken. Ich dachte bei mir: Du giebst das Geld entweder der gnädigen Frau, oder dem Abwesenden, wenn er zurückkommt und sein Erbtheil nicht mehr findet, oder den Töchtern Johanns von Penhoël.

„Präget es Euch wohl ins Gedächtniß ein, denn ich spreche nicht wieder mit Euch davon: was auch geschehen möge, mag ich leben bleiben oder sterben, sei es heut noch oder in zehn Jahren, Ihr seid meine Erbinnen, die hundert Sechslivresstücke sind Euer Eigenthum."

Die Augen der beiden Schwestern füllten sich mit Thränen.

„Armer guter Benedict!“ sagten sie zu gleicher Zeit.

„Dankt mir nicht,“ erwiderte der Alte mit einem schmerzlichen Lächeln, „Ihr müßtet denn meinen Rath befolgen wollen.“

„Welchen Rath?“

„Ihr sollt mir heute, in dieser Stunde, auf ewig Lebewohl sagen und ohne noch einmal ins Schloß zu gehen, das Geld unter der Erle holen. Sobald Ihr es gefunden habt, fahrt Ihr über den Fluß und fliehet, so weit als Eure Füße Euch tragen.“

Diana und Cypriane schüttelten den Kopf.

„Was würde unser Vater, die gnädige Frau und der Engel von uns denken?“ flüsterten sie ängstlich.

„Ich sehe wohl, daß ein armer Greis gegen den Willen Gottes nichts vermag!“ seufzte Benedict Haligan.

Dann schwieg er einige Augenblicke, die Hände über der Brust gekreuzt und die Augen gen Himmel gerichtet.

Beide Schwestern glaubten fest an die prophetischen Worte des Fährmanns und hielten seine Verkündigung von ihrem nahen und gewaltsamen Tode für unfehlbar. Sie befahlen Gott ihre Seele und wollten nicht fliehen.

Das Opfer war in ihrem Herzen fest beschlossen und standhaft sahen sie dem Märtyrertode entgegen.

Nach einigen Sekunden begann Benedict wieder wie mit sich selbst sprechend:

„Mein Gott, warum offenbarest Du die Zukunft Denen, welche zu schwach sind, um das Unglück abzuwenden oder zu bekämpfen?... Seitdem jener Mann den Fuß in meinen Kahn setzte, seitdem mir ein Blitz zum ersten Male sein Gesicht zeigte, ist eine Stimme in meinem Innern erwacht. Seit drei Jahren sehe ich ihn Tag und Nacht vor meinen Augen und immer sehe ich das Nämliche... Unheil! nichts als Unheil!... Ha! wenn ich noch den starken Arm eines Mannes hätte! aber ich bin nur noch ein Leichnam. Er ist während der Ueberschwemmung, begleitet von Sturm und Unglück gekommen... eine Ueberschwemmung und ein Sturm werden ihn wieder hinweg führen. Aber ehe dies geschieht, wird er mehr als einem der Bewohner des Schlosses Penhoël das Leben nehmen... alle lieblichen Mädchen des Schlosses wird er umbringen, und diese Stunde ist sehr nahe, Diana und Cypriane! ... Als ich diesen Abend die schöne Herbstsonne hinter den Hügeln versinken sah, sprach ich zu mir selbst: Die Töchter Johanns von Penhoël sind jung, schön und geliebt..: morgen wird die Sonne meine Hütte wieder beleuchten... aber wo werden die Töchter Johanns von Penhoël sein?“

„Wie? schon so bald?“ rief Diana schaudernd.

„Der Sumpf ist tief,“ murmelte der Fährmann, „und obgleich das Wasser gefallen ist, so ist doch noch genug vorhanden, um zwei schwache Mädchen im Strudel der weißen Frau zu ertränken!“

Cypriane schmiegte sich an ihre Schwester, die sie stumm ans Herz drückte.

„Dann,“ fuhr Benedict Haligan fort, „wird der Geist des Bösen im Schlosse herrschen... Wie wird die unglückliche Martha weinen, wenn sie ihre Tochter ruft!“

„Wie, auch Blanca?“ fragte Diana.

„Und Penhoël!“ rief der Alte, indem er seine spärlichen Locken schüttelte. „Ha! wen will er ermorden?“

Seine Augen unterliefen mit Blut und seine Stimme bebte.

„Penhoël!“ rief er, indem er die Arme ausstreckte, als ob er ein Gespenst erfassen wollte, „habe Mitleid, es ist Dein Bruder!“

Seine Arme sanken kraftlos auf die Decke zurück und er sprach nicht mehr.

Cypriane und Diana waren von Schauder und Entsetzen ergriffen.

Einige Minuten lang herrschte eine düstre Stille

in der Hütte; dann schien sich in dem erloschenen Auge des Greises ein neuer Funke zu entzünden.

„Horcht!“ sagte er mit kurzer und verhaltener Stimme.

Er lauschte, als hätte er einen fernen, schwachen Ton vernehmen wollen.

„Horcht!“ wiederholte er dann, „hört Ihr nicht oben beim Thurme du Cadet sprechen?“

Die beiden Schwestern sahen einander staunend an, denn die Entfernung zwischen der Hütte und dem Thurme war so groß, daß man sehr laut hätte rufen müssen, um etwas zu hören.

„Dort oben sind sie, die schändlichen, habgierigen Meuchelmörder!“ sprach Benedict demohngeachtet wieder. „Fliehet, fliehet, meine Kinder! noch ist es Zeit!“

Es lag eine so feste Ueberzeugung im Tone des alten Fährmanns, daß Cypriane und Diana nicht mehr an die Entfernung dachten, welche sie von dem Thurme trennte.

Sie eilten aus der Hütte, als brauchten sie nur vor die Thür zu treten, um diese Stimmen zu hören, welche ihr Todesurtheil aussprachen.

Draußen war Alles still, kein Lufthauch bewegte das Laub der Bäume. Die beiden Schwestern begannen den steilen Pfad nach dem Thurme du Cadet zu erklimmen.

Als sie sich dem Gipfel der Anhöhe näherten, blieb

Diana plötzlich stehen und drückte heftig den Arm ihrer Schwester.

Benedict Haligan hatte die Wahrheit gesagt; sie vernahmen mehrere Stimmen unter dem Thurme du Cadet und es war ihnen sogar, als hörten sie zu wiederderholten Malen ihre Namen aussprechen.

XII.

Berathung.

Cypriane und Diana befanden sich etwa zwanzig Schritt von der Rasenbank, auf der sie gesessen hatten, ehe sie zu Benedict Haligan hinunter gegangen waren. Geräuschlos und vorsichtig legten sie die kurze Strecke bis zum Thurme du Cadet zurück, denn sie wußten noch nicht, ob die Stimmen von diesseits oder von jenseits des freien Platzes kamen.

Der Platz war leer, wie sie ihn verlassen hatten, aber die unsichtbaren Sprecher waren nur noch durch die unteren Zweige der Kastanienbäume von ihnen getrennt.

Sie bogen vorsichtig die Zweige zurück, sahen aber anfangs nichts; doch als sich ihre Augen mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkten sie endlich drei Schatten, die sich einige Schritte vor ihnen bewegten.

Sie erkannten den Marquis von Pontalès, Robert von Blois und Blaise, den Bedienten des Letzteren.

Blaise war es, der die Namen der beiden Schwestern mehrere Male genannt hatte.

Der Einschläferer war nicht so ganz mehr der lustige Patron, als welchen wir ihn im Gasthofe von Redon kennen gelernt haben. Er wartete bereits drei Jahre in der Bedientenstube, während sein Kamerad Robert, der Amerikaner genannt, sich im Salon breit machte, und dieses lange Warten hatte ihn mürrisch und zänkisch gemacht. Außerdem war er unverschämt, boshaft, hochmüthig und lügenhaft geworden und dabei noch immer ein Spitzbube.

Es versteht sich von selbst, daß er seinen angeblichen Herrn nicht leiden konnte. Er haßte überdies auch den Marquis von Pontalès wegen seines Reichthums, nicht minder den Oheim Johann, den seine plumpen Schuhe und seine Armuth nicht abhielten, am Tische der vornehmen Edelleute zu sitzen; er haßte Penhoël, die gnädige Frau und die ganze Gesellschaft, von den drei Grazien an bis zu dem kleinsten Vicomte; eben so die Dienerschaft, weil sie die unverschämte Anmaßung hatte, ihm nur einen sehr mäßigen Respect zu zeigen, die Bauern, weil sie ihn nicht ehrerbietig genug begrüßten, und den Advokaten Lehivain, obgleich dieser ihm mit der freundlichsten Artigkeit begegnete.

Ohngeachtet dieser allgemeinen Menschenfeindlichkeit lebte er zufrieden und gab sich nicht allzu sehr dem Trübsinne hin. Auch hatte sich seine neidische Abneigung bis jetzt noch nicht bis zum eigentlichen Hasse gesteigert, nur mit einer einzigen Ausnahme. Herr Blaise, wie wir ihn nennen müssen, hatte zu oft zu bemerken geglaubt, daß die Augen Dianens und Cyprianens mit einem spöttischen Ausdrucke auf ihn gerichtet waren; diese unbedeutenden Mädchen hatten sich erfrecht, mehr als einmal seine stolze Wichtigkeit zu verhöhnen, und er haßte sie daher vorzugsweise aus tiefster Seele.

Aber trotz seinem Aerger und seiner feindseligen Gesinnungen gegen seinen angeblichen Herrn, verwaltete Blaise gewissenhaft sein Amt. Dies war nicht etwa nur das eines gewöhnlichen Bedienten, sondern es bestand hauptsächlich im Beobachten, Horchen und Spioniren, wozu er sich ganz vortrefflich eignete.

Uebrigens lag es in seinem eigenen Interesse, nach Kräften thätig zu sein, denn, war die Schlacht erst gewonnen, so hoffte er mit Gewißheit auf seinen Lorbeern auszuruhen.

Er befand sich schon seit einigen Minuten bei Robert von Blois und dem Marquis von Pontalès.

Die Frucht seiner Beobachtungen war ohne Zweifel an diesem Tage wichtiger, als sonst, denn er hatte die ernste Miene und den imposanten Ton angenom-

men, deren man sich beim Ankündigen bedeutungsvoller Neuigkeiten bedient.

„Nun, Freund Blaise,“ redete ihn sein Herr und Gebieter an, „weißt Du etwas Gutes?“

„Ja, ich weiß etwas,“ antwortete Blaise, langsam mit dem Kopfe schüttelnd, „ich weiß sogar sehr viel, aber es ist nichts Gutes.“

„Was meinst Du damit?“

„Ich meine damit, daß wir den Schneckengang gehen und daß Ihre Partie sich währenddem sehr verschlechtern kann.“

„Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich habe heut so Vielerlei gehört, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Haben Sie schon zuweilen daran gedacht, daß es einen schönen Tanz geben würde, wenn die Bauerburschen von Glénac und Bains einmal zu ihren Stöcken griffen, um Penhoël wider seinen Willen in Schutz zu nehmen und ihn von unserer Gesellschaft zu befreien?“

„Welche Idee!“

„Ja, es ist eine Idee, und ich kann mich nicht rühmen, allein darauf gekommen zu sein.“

„Dann bliebe Ihnen immer das Schloß Pontalès, mein werther Herr von Blois,“ sagte der Marquis; „ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich Sie mit dem größten Vergnügen aufnehmen würde.“

Robert verbeugte sich.

„Pontalès ist ein schönes Schloß,“ hob Blaise wieder an, „und wenn man es anzündete, so würden die Mauern stehen bleiben, da sie ganz massiv sind.“

„Anzünden?“ stammelte der Marquis; „wer sagt Euch das?“

„Es ist auch so eine Idee, die nicht in meinem Kopfe entstanden ist.“

„Sollte etwa ein Complott existiren?“ fragte Pontalès mit veränderter Stimme.

„Ja, Herr Marquis, es existirt ein Complott,“ antwortete Blaise mit der kalten Ruhe eines Schauspielers, „und wenn Sie sich nicht beeilen, so möchte ich gegen Sie auf die Bauerburschen von Bains und Glénac wetten!“

„Ihr wollt uns gewiß nur ängstigen, lieber Blaise,“ entgegnete der Marquis mit einem erzwungenen Lächeln.

„Erkläre Dich,“ sagte Robert, „es ist jetzt nicht die Zeit, um in Räthseln zu sprechen.“

„Ich habe Sie schon oft gewarnt, daß Sie sich vor den beiden Töchtern des Oheims Johann hüten sollen; aber Sie antworteten mir immer: Es sind ja nur Kinder! Aber diese Kinder haben eine förmliche Armee gegen Sie angeworben; Sie hätten nur hören sollen, was vorhin auf der Tenne gesprochen wurde!... Sie haben Penhoël sehr herunter gebracht, aber sein Name hat noch immer einen Zauber und Jung und

Alt spricht davon, für ihn zu sterben, wie von einer ganz einfachen Sache; sie wissen so ziemlich, was geschieht, sie nennen die Namen des Herrn Marquis, des Herrn von Blois und Lola's, die sie in Stücke zerreißen möchten. Um Alles so genau zu wissen, muß Jemand sie unterrichtet haben, und wer anders könnte dies gethan haben, als die beiden verwünschten Mädchen?"

„Es ist wahr," sagte Robert.

Pontalès schwieg.

„Ich habe mein Möglichstes gethan, um uns ihrer zu entledigen," fuhr Blaise fort, „aber ich werde dabei nicht unterstützt. Um auf die Bauern von Glénac und Bains zurückzukommen, so ist die Sache wirklich höchst ernsthaft! ... Sie kennen Sie eben so gut, als ich, Herr Marquis; wenn sie sich einmal etwas Schlimmes in ihre dicken Köpfe gesetzt haben, so ist kein Gericht und keine Gensd'armerie im Stande, uns zu beschützen."

„O, sie murren schon längst!" bemerkte Robert.

„Ja, aber diesen Abend blieb es nicht beim Murren. Sie haben jetzt einen Anführer, unsern alten Bekannten, den Gastwirth Géraud aus Redon; aber dieser scheint mir nur das Werkzeug einer unsichtbaren Hauptperson zu sein."

„Wer wäre dies?" fragte Robert.

„Wahrscheinlich jene beiden kleinen Dämonen, die Töchter des Oheims Johann.“

In diesem Augenblicke war es, als Cypriane und Diana sich hinter die Kastanienbäume schlichen.

„Der alte Géraud spricht mit auffallender Achtung von ihnen,“ fuhr Blaise fort, „er scheint ihrer Hilfe eine fast überirdische Wirksamkeit beizulegen; aber vielleicht hat er auch noch ein anderes Oberhaupt.“

„Wen denn?“ fragten Robert und Pontalès zu gleicher Zeit.

Die beiden Mädchen wären ganz Ohr und es entging ihnen von nun an kein Wort mehr.

„Sie sprechen nur in verblümten Ausdrücken,“ antwortete Blaise mit unwillkürlich gedämpfter Stimme, „man sieht, daß sie auf eine ganz neue und noch nicht bestätigte Nachricht anspielen. Aber ich habe ihre Hoffnung errathen und fürchte sehr, daß der Abwesende zurückgekommen ist.“

Pontalès und Robert erschraken, als hätte der Blitz vor ihnen eingeschlagen.

Die beiden Schwestern vergaßen über den Eindruck, den die Erwähnung des ältern Penhoël auf sie machte, fast, daß sie selbst das unwahre Gerücht von seiner Rückkehr verbreitet hatten.

„Nach Allem, was man über den Mann hört,“ agte Robert, „ist die Sache kein Spaß und er könnte

uns viel gefährlicher werden, als die beiden einfältigen Mädchen oder der alte Schenkwirth. Sie haben ihn gekannt, Herr Marquis?"

„Ja, allerdings nur als Knaben; aber wenn er sich nicht geändert hat, so mag uns der Himmel vor jedem Zusammentreffen mit ihm bewahren!"

„Oho!" rief Blaise, „ist er denn so mächtig, daß uns sein bloßer Schatten ängstigen kann? ... Uebrigens ist das Gerücht wahrscheinlich falsch, denn wäre er wirklich hier, so hätte er uns gewiß nicht so ungestört gelassen. Ich denke, meine Herren, daß meine Stimme auch von einigem Gewicht ist, obgleich ich nur Ihr gehorsamer Diener bin, und ich sage Ihnen daher offen: Sie haben zu lange gezögert und müssen die verlorene Zeit mit Einem Schlage wieder einbringen."

„Wir haben Deinen Rath schon im Voraus befolgt, Freund Blaise," versetzte Robert. „In einigen Minuten ist Herr von Pontalès Besitzer des Schlosses Penhoël."

„Sie haben schon die Unterschrift?"

„Wir erwarten sie jeden Augenblick."

„Das nenne ich gut gespielt!" rief Blaise, sich vergnügt die Hände reibend. „Wenn Penhoël keinen Fußbreit Landes mehr besitzt, dann werden die Bauern zum Nachdenken kommen. Für einen halb ruinirten

Grundherrn opfert man sich noch auf, nicht für so einen Bettler.“

„Ueberdies kann Penhoël nicht hier in der Gegend bleiben,“ sagte der Marquis.

„Mit den Fälschungen vertreiben wir ihn bis an's äußerste Ende der Welt,“ bemerkte Robert.

„Und wenn er erst fort ist,“ setzte Pontalès hinzu, „so muß Alles wie am Schnürchen gehen. Wir haben dann weder die beiden Mädchen, noch den alten Géraud zu fürchten, der sich dadurch zu Grunde gerichtet hat, daß er Penhoël Geld auf Geld geliehen und den wir bald unschädlich machen können, indem wir einige seiner Schuldverschreibungen an uns bringen. Wenn Penhoël diesen Abend unterzeichnet, so stehe ich für alles Uebrige!“

Diana und Cypriane hörten dies Alles mit an und tausend verschiedene Gedanken durchkreuzten sich in ihrem Kopfe. Was war zu thun? ... Sie hatten die Idee, auf der Stelle in's Schloß zu eilen und dem Vicomte Alles zu entdecken; allein es war ohne Zweifel schon zu spät.

Unschlüssig und ganz entmuthigt blieben sie in ihrem Versteck.

„Es ist indessen Jemand auf dem Schlosse, der sich nicht entfernen wird,“ sagte Robert in diesem Augenblicke, „und über diesen Punkt wünschte ich eine kurze Erklärung von Ihnen, Herr Marquis . . Ihr

Sohn bewirbt sich angelegentlich um die Gunst Blanca's ... und dies mißfällt mir," setzte er in trocknem, fast gebieterischem Tone hinzu.

Pontalès reichte ihm die Hand.

„Ich wünschte, mein vortrefflicher Freund," entgegnete er mit Wärme, „daß Sie größere Beweise meiner Zuneigung von mir verlangten. Seien Sie fest überzeugt, daß ich meinem Sohne einen strengen Verweis geben werde und daß ich zwischen ihm und Ihnen keinen Augenblick unschlüssig sein kann. Aber erlauben Sie mir nun auch die Frage, was Sie mit Fräulein von Penhoël zu thun gedenken?"

„Ich liebe sie," antwortete Robert, „und werde sie wahrscheinlich heirathen."

„Eine schöne Partie!" rief Blaise mit lautem Gelächter; „doch es ist mir, als hörte ich die Unterschrift kommen ..."

Es ließ sich in der That das Geräusch von Schritten auf dem Wege vernehmen und bald darauf zeigte sich die Gestalt des Advokaten Léhivain.

„Endlich!" riefen die drei Genossen.

„Haben Sie die Vollmacht?" setzte Pontalès hinzu.

Ein Seufzer entwand sich der Brust des von seinem raschen Laufe ganz erhitzten Macrocephalus, und er sagte dann, indem er Robert, Blaise und den Marquis abwechselnd betrachtete:

„Darf ich ungescheut vor Jedermann sprechen?"

„Ich habe Ihnen schon zwanzig Mal gesagt, Herr Lehivain," erwiderte Pontalès in verdrüßlichem Tone, „daß Herr von Blois und ich nur Eine Person sind."

„Sie haben Recht, Herr Marquis, ich will sprechen. Nun wohl," begann Lehivain seinen Bericht, nachdem er einen zweiten Seufzer ausgestoßen hatte, „ich muß Ihnen sagen, daß ich von dem Vicomte übel empfangen worden bin, denn er hat sich nicht allein gesträubt, sondern er hat mich sogar geschlagen und zwar sehr unsanft!"

„Aber die Vollmacht?" fragte das Kleeblatt.

„Davon ist nicht im Entferntesten die Rede. Er hat mir einen gewaltigen Stoß vor die Brust gegeben und mich dann ohne alle Umstände die Treppe hinunter geworfen. Ich versichere Ihnen, er glich diesen Abend einem wilden Thiere und es ist heut durchaus nichts mit ihm anzufangen."

Die drei Spießgesellen blickten einander ganz bestürzt an, denn ein solches Resultat hatte keiner von ihnen erwartet.

Cypriane und Diana drückten sich gegenseitig die Hand und dankten Gott aus dem Grunde ihres Herzens.

Pontalès erholte sich zuerst wieder.

„Penhoël hat sich also geweigert zu unterschreiben?" fragte er.

„Entschieden!"

„Und die Vicomtesse?“ fragte Robert in drohendem Tone.

„Die gnädige Frau hat ihr Möglichstes gethan, aber er wollte diesen Abend durchaus von nichts hören. Man sollte meinen, daß er entweder seine Lage nicht in ihrem ganzen Umfange kennt oder daß ihm der Teufel die Mittel gegeben hat, ihr Trotz zu bieten.“

„Vielleicht weiß er mehr als wir von der Zurückkunft seines Bruders,“ murmelte Pontalès vor sich hin.

„Bei dem ersten Worte, das ich vom Unterschreiben verlauten ließ,“ fuhr der Advokat fort, „verschloß er mir den Mund, indem er sagte, Gott selbst würde es nicht zugeben, daß ich das Schloß seiner Ahnen verkaufte!“

„Dahinter stecken wieder die verwünschten Mädchen!“ rief Blaise; „sie benutzen den Augenblick, wenn Penhoël sich des Abends halb betrunken auf sein Bett geworfen hat, um die Rolle von Gespenstern bei ihm zu spielen.“

„Immer diese Mädchen!“ murmelte Robert mit zorniger Miene.

„Dies ist es also?“ versetzte Macrocephalus. „Ich habe in der That Penhoël oft von nächtlichen Erscheinungen und göttlichen Befehlen sprechen hören.“

Cypriane und Diana weinten Thränen der Freude in ihrem Versteck, denn jedes Wort, das sie hörten,

erweckte das Echo in ihrem Herzen: Kinder, Ihr habt Penhoël gerettet!

Aber während sie sich ihres Sieges freuten, traf sie plötzlich eine neue Aeußerung wie ein Donnerschlag.

Robert sagte nämlich in kurzem und entschiedenem Tone:

„Die beiden Mädchen müssen um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden!“

„Wenn Sie einen Mord beabsichtigen,“ erwiderte Pontalès, „so ziehe ich mich zurück.“

„Wir können Sie entbehren, Herr Marquis.“

„Wenn man die Grenzen der Gesetzmäßigkeit überschreitet,“ bemerkte auch der Advokat, „so trete ich zurück.“

„Es steht Ihnen ganz frei, Herr Lehivain, aber man soll nicht sagen können, daß zwei erbärmliche Kinder uns ungestraft in den Weg treten! Wo ist Bibandier?“

Diese Frage war an Blaise gerichtet.

„Bei der Cidertonne,“ antwortete der Bediente; „er trinkt die Gesundheit des Königs.“

„Können wir uns noch immer auf ihn verlassen?“

„Ich lasse ihn seit drei Jahren fasten, damit es ihm nicht zu wohl wird,“ antwortete Blaise; „er ist mager und verhungert wie ein guter Jagdhund.“

„Herr Marquis,“ sagte Robert zu diesem, „ein Jeder von uns muß diese Nacht thätig mitwirken, da-

mit morgen früh Alles gethan ist, denn es schwebt ein drohendes Geheimniß über uns und wir dürften es leicht während unsres ganzen Lebens bereuen, daß wir unter den obwaltenden Umständen einige Stunden versäumt haben. Ich nehme die beiden Mädchen auf mich."

„Wo wollen Sie sie finden?" fragte Pontalès.

„Vibandier ist ein ausgezeichneter Spürhund," antwortete Blaise.

„Sie, Herr Marquis," fuhr Robert fort, „übernehmen die Sache mit Penhoël. Sind die Fälschungen noch in Ihrer Wohnung, Herr Advokat?"

„Ja wohl," entgegnete dieser; „aber seitdem die beiden kleinen Teufel des Nachts in der Nähe meines Hauses umherstreifen, habe ich das Portefeuille aus der Schublade genommen, wo ich es aufbewahrte, um es unter den Dielen meines Arbeitszimmers zu verbergen. Es liegt unmittelbar neben meinem Lehnsessel."

Cypriane und Diana hielten den Athem an sich und wechselten einen stummen Wink des Einverständnisses.

„Es ist also noch nichts verloren," hob Robert wieder an, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir noch diese Nacht Penhoëls Unterschrift erlangen. Herr Lehivain holt die Papiere, und wenn Penhoël sieht, daß ihm seine Fälschungen wie ein geladenes Pistol vor die Augen gehalten werden, so müßte es mit dem

Teufel zugehen, wenn er noch länger Widerstand leistete!"

„Gehen Sie, Herr Lehivain," sagte Pontalès; „wir spielen unsre letzte Partie!"

Diana und Cypriane hatten ihren Beobachtungsposten verlassen und warfen sich einander in die Arme.

„Wir müssen durchaus früher als Lehivain in seiner Wohnung sein," sagte Diana leise; „wir wissen jetzt, wo die gefährlichen Papiere liegen."

„Ja, wir wollen eilen!" entgegnete Cypriane.

Diana betrat zuerst geräuschlos den nach dem Wasser hinunter führenden Fußpfad; aber in dem Augenblicke, als Cypriane ihrem Beispiele folgte, blieb sie mit ihrem Kleide an den Stacheln eines dornigen Gebüsches hängen.

Das Kleid zerriß und die beiden Schwestern beschleunigten ihre Flucht.

Als Robert, Pontalès und ihre beiden Begleiter sich trennen wollten, vernahmen sie plötzlich das Geräusch, welches durch das Zerreißen des Stoffes hervorgebracht wurde.

„Haben Sie gehört?" fragte Macrocephalus.

Keiner von den drei Anderen antwortete, denn sie waren schon durch das Gebüsch auf den freien Platz gedrungen.

Dieser wurde in einem Augenblicke untersucht; allein er war leer.

„Es wird ein Hase gewesen sein,“ meinte Blaise.

„Halt! hier ist ein Weg,“ rief Pontalès, „ein förmlicher Fußpfad, der an's Wasser hinunter führt.

Dann setzte er hinzu, indem er sich bückte, um etwas aufzuheben:

„Was ist das?“

Die drei Anderen traten hinzu. Pontalès hatte ein Stück Zeug von Cyprianens Kleide in der Hand, das an den Dornen des Gebüsches hängen geblieben war.

Jedermann erkannte den Stoff. Es entstand eine Pause allgemeiner Bestürzung.

„Ich hatte Unrecht,“ sagte der Marquis endlich mit gedämpfter Stimme, „und Sie haben Recht, Herr von Blois ... sie wissen jetzt zu viel und müssen noch diese Nacht sterben, gleichviel wo und wie!“

„Es ist zehn gegen eins zu wetten,“ bemerkte Robert, „daß sie zu Herrn Lehivain gegangen sind.“

„Vorwärts!“ rief Blaise; „ohne die Grenzen der Gesetzmäßigkeit zu überschreiten, wollen wir sie mit Bibandier bekannt machen.“

XIII

Die kleinen Teufel.

Robert und Pontalès gingen zusammen nach dem Flusse hinunter, das heißt nicht auf dem steilen Pfade, den die beiden Schwestern eingeschlagen hatten, sondern auf dem die alte Festungsmauer entlang führenden Wege.

Währenddem eilte Lehivan in's Schloß zurück, um den Schlüssel zur Fähre zu holen und Blaise ging nach der Tenne, um Bibandier zu suchen.

Bibandier streifte wohl noch zuweilen in mondlosen Nächten auf der Haide umher, aber er zeigte dabei nicht mehr den früheren Muth. Er hatte seine Armee von Besenstielen im Walde von Bains gelassen, sein Hund war längst Hungers gestorben und wenn er noch immer sein Banditenhandwerk trieb, so geschah es nur

aus unwiderstehlicher Neigung, denn nie hatte der Zufall seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt.

Einen Augenblick hatte er auf ein besseres Loos gehofft, als er sah, daß zwei seiner intimen Freunde anständig in der Gegend lebten; aber Robert und Blaise hielten ihn stets in einer gemessenen Entfernung von sich, und der arme Teufel durfte sich nicht laut beschweren, weil das Bagno von Brest ein stets offener Stall ist, in den verirrte Schaafe wie er auf das erste Wort rückkehren.

Er schwieg daher und dachte wahrscheinlich um so mehr.

Indessen war er ein ziemlich sanftmüthiger Mensch und sein Groll gegen seine ehemaligen Kameraden erreichte nie eine tragische Höhe.

Uebrigens ließ man ihn zuweilen einen Blick in eine bessere Zukunft thun. Obgleich er das, was in Penhoël vorging, nicht näher kannte, so sah er doch wie Jedermann, daß sich ein Kampf entsponnen hätte; man konnte seiner bei Gelegenheit bedürfen und dann mußte wohl auch für ihn etwas abfallen.

Vorläufig gab ihm Blaise dann und wann ein Stück Geld, damit er nicht zu ungeduldig wurde, und Herr von Blois hatte ihm eine kleine Anstellung verschafft.

Bibandier war Todtengräber der Gemeinde Glénac, mit einem fixen Gehalt von zwölf Franken jährlich, exclusive der Accidenzien.

Aber ohngeachtet der Morastfieber und zweier Aerzte, die sich in la Gacilly niedergelassen hatten, zog der Tod nur selten in Glénac ein und der arme Bibandier lebte daher in sehr dürftigen Umständen.

Blaise fand ihn, wie er vorausgesagt hatte, noch bei der Cidertonne in einem Winkel der Tenne, wo er seit dem frühen Morgen lag und ganz allein trank. So konnte er seinen Durst nur einmal des Jahres löschen.

Bei dem ersten Worte, das Blaise ihm ins Ohr flüsterte, war er mit einem Sprunge auf den Füßen.

„Aha!“ sagte er in vergnügtem Tone, „also von den kleinen Engeln ist die Rede? ... Das dünkt mir sehr leicht ausführbar.“

Es lag eine so heitere Gutmüthigkeit in seiner Stimme und in seinem Gesicht, daß Blaise nicht umhin konnte, ihn zu fragen:

„Hast Du mich auch wohl verstanden?“

„Vollkommen,“ antwortete Bibandier, ohne etwas von seiner heitern Ruhe zu verlieren; „wenn's Einen juckt, so kratzt man sich, das ist ganz in der Ordnung. Ist der Amerikaner auch mit dabei?“

„Er hat die Sache ausgesonnen.“

„Ein gutes Geschäft! ich habe zwar noch nicht in diesem Genre gearbeitet ... aber man verdient sich seinen Lebensunterhalt wie man kann. Habe ich nicht Recht?“

„Wohl gesprochen, mein Junge!“ rief Blaise; „sei ganz ruhig, Du sollst bezahlt werden, wie es sich gebührt.“

„Was das betrifft,“ versetzte Bibandier, „so will ich schon selbst seiner Zeit meinen Preis stellen. Du agtest, die Sache ist eilig? ... nun so wollen wir gehen.“

Blaise rührte sich nicht von der Stelle; sein Blick verrieth noch immer einiges Mißtrauen.

Bibandiers Worte ließen sich auch in der That mit dem Ausdrucke sanftmüthiger Geduld in seinem bleichen und abgemagerten Gesicht schwer in Einklang bringen. Es schien Blaise, als ob sein alter Kamerad etwas zu lustig von einem Morde sprach.

„Bist Du auch fest überzeugt, daß Du nicht schwach wirst?“ fragte er; „die Mädchen sind jung und sehr hübsch.“

„Das ist mir ganz gleich,“ erwiderte der gewesene Uhlane. „Allerdings würde ich mich nicht gern des Messers bei ein paar so unschuldigen Lämmern bedienen. Ich hoffe doch, daß es mir frei steht, nach meinem Gutdünken zu verfahren?“

„Vollkommen, wenn es nur geschieht.“

„Verlaß Dich darauf, es geschieht, und zwar so, daß Ihr es nicht besser wünschen sollt.“

„So komm,“ sagte Blaise, indem er sich auf den Weg machte.

Unterwegs setzte er Bibandier genau auseinander,

was man von ihm erwartete, und als sie bei der Fähre ankamen, unterbrach ihn dieser in seiner Instruction, indem er sagte:

„Wir sind einig, die Sache mit den Kleinen ist in Ordnung und Du sollst mit mir zufrieden sein. Die Kosten des Unternehmens bestehen nur in zwei Taschentüchern und einigen Schnüren ... Aber der Amerikaner ist ja nicht allein? wer Teufel ist noch bei ihm?“

An der schon losgebundenen Fähre standen in der That drei Männer, von denen nur Robert das Gesicht frei trug, während die beiden anderen es sorgfältig unter dem breiten Rande ihrer Bauernhüte verbargen.

Bibandier stellte sich, als ob er sie nicht kennte und bestieg nach einer ehrerbietigen Verbeugung vor Robert zuerst die Fähre.

„Ich kenne die Gewohnheiten der lieben Kleinen ein wenig,“ murmelte er, „denn ich begegne ihnen oft, wenn ich des Nachts beim Mondenscheine aus Gesundheitsrücksichten spazieren gehe. Sie werden in ihrem Kahne übergefahren sein und ihn wahrscheinlich dort unter den Weiden angebunden haben.“

Robert war inzwischen zu Blaise getreten und fragte ihn leise:

„Nun, wie ist's?“

„Er hat ein Herz von Stein,“ antwortete der Bediente, „für so muthig hätte ich ihn nicht gehalten!“

„Das freut mich.“

Vibandier ergriff die Ruderstange; anstatt aber der Straße von Redon zuzusteuern, die ihm gerade gegenüber lag, fuhr er ein wenig stromabwärts nach einem dichten Weidengebüsch, dessen überhängende Zweige das Ufer verschleierten.

Er untersuchte das Gebüsch mit seiner Ruderstange und bald stieß er wirklich auf einen hohl klingenden Gegenstand.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ rief er frohlockend; „rudern Sie ein wenig, Herr Blaise, ich will unter die Weiden sehen.“

Er ging ans vordere Ende des Bootes, das schon im Gebüsch verschwand; man hörte ein leises Geräusch und bald darauf sah man einen kleinen Kahn, der das Ufer entlang stromabwärts nach den Sümpfen zu schwamm.

„Die kleinen Engel werden sich schön wundern,“ sagte Vibandier mit einem rohen Gelächter, „wenn sie ans Wasser kommen, um wieder überzusetzen!“

Jedermann auf der Fähre war der Meinung, daß Vibandier nicht mit Geld zu bezahlen war.

. . . .

Cypriane und Diana waren vor etwa zehn Minuten in dem von Vibandier unter den Weiden gefundenen Kahne über den Dust gefahren.

Als sie ihren Versteck beim Thurme du Cadet verließen, ahneten sie wohl, daß das Geräusch des zer-

rissenen Kleides ihre Anwesenheit verrathen hatte und daß sie verfolgt werden würden, allein sie hatten einen Vorsprung, da Pontalès und sein Begleiter nur vermittelst der Fähre über den Fluß gelangen konnten und der Schlüssel dazu sich auf dem Schlosse befand.

Sie hatten die Unterredung der Feinde Penhoëls mit angehört; sie wußten, daß weder ihr Geschlecht noch ihre Jugend sie gegen den Zorn dieser Menschen schützen würden und hofften auf keine Gnade.

Aber anstatt sich von den vernommenen Drohungen abschrecken zu lassen, schöpften sie neuen Muth daraus. Ihr Herz klopfte vor Freude und nicht vor Angst, denn ihre Bemühungen waren nicht fruchtlos geblieben und René, die gnädige Frau und der Engel standen noch fest am Rande des Abgrundes.

Der drohende Untergang war noch nicht vollendet und nach dem was sie gehört hatten, blieb dem Marquis und Robert nur noch Eine Waffe gegen den Widerstand Penhoëls.

Allein dies war eine verderbliche Waffe, die mit dem Unglücke zugleich die Schande über René's Haupt bringen mußte. Es waren Fälschungen, ohne Zweifel das Resultat einer empörenden Ueberlistung!

Diana und Cypriane kannten schon längst das Geheimniß von diesen verfälschten Unterschriften, welche dem Vicomte in seiner täglichen Trunkenheit entlockt worden waren. Einen Theil derselben hatten sie ent-

wendet und vernichtet, indem sie sich des Nachts in das Schloß Pontalès geschlichen; die anderen aber, welche sich bei dem Advokaten befanden, waren ihren Bemühungen entgangen.

Jetzt aber wußten sie genau, wo die Papiere verborgen waren, und wenn sie Zeit genug hatten, so konnten sie mit Gottes Hilfe Penhoël noch retten.

Diana lös'te mit fester Hand die Kette des nicht weit von Benedicts Hütte am Ufer befestigten Kahnes und Cypriane ergriff das Ruder.

Als sie das gegenüber liegende Ufer erreichten, war noch Niemand bei der Fähre zu erblicken, die sich bald in Bewegung setzen sollte, um sie zu verfolgen.

Sie sprangen an's Land; anstatt aber die Straße nach Redon einzuschlagen, welche nach der Wohnung des Advokaten führte, eilten sie dem Moore zu, wo man im Dunklen die in ungebundener Freiheit weidenden Heerden von Glénac und Saint-Vincent bemerkte.

Während sie in allen Richtungen auf dem weichen Rasenteppich umherliefen, konnte man sie mit gedämpfter Stimme die Namen „Mignon“ und „Bijou“ rufen hören.

Nach einigen Minuten ließen sich in der Ferne dumpfe Hufschläge vernehmen und im nächsten Augenblicke blieben Bijou und Mignon, zwei kleine halb

wilde Pferde mit weit geöffneten Nüstern vor ihnen stehen.

Diana und Cypriane schwangen sich auf die bloßen Rücken und in wenigen Secunden hatten sie die verlorene Zeit eingeholt.

Bijou und Mignon waren zwei kräftige Rappen von ächt bretagnischer Race, welche Stunden lang im gestreckten Golopp über Gesträuch und Hecken dahin jagen konnten.

Diana und Cypriane waren vortreffliche Reiterinnen und trotz der mannigfachen Hindernisse des Weges legten sie die starke Stunde zwischen dem Port-Corbeau und dem Dorfe Bains in einigen Minuten zurück. Sobald sie angekommen waren, stiegen sie ab und ließen ihre Pferde am Saume der Haide.

Der Advokat Lehivain bewohnte ein alleinstehendes Haus, das ohngefähr hundert Schritt jenseits der einzigen Straße des Dorfes lag.

Cypriane und Diana waren schon oft in der Nähe seiner Wohnung umher geschlichen, aber seine listige Wachsamkeit hatte bisher alle ihre Bemühungen vereitelt. Heute aber hatten sie zwei neue Chancen des Gelingens; denn erstens wußten sie, wo die Papiere verborgen waren, und zweitens befand sich der Bediente des Advokaten mit auf der Tenne des Meierhofes von Penhoël.

Die einzigen Hüter des Hauses waren an diesem

Abende eine siebzigjährige Wirthschafterin nebst einem altersschwachen Hunde.

Beide lagen jedenfalls im Vertrauen auf die festen Riegel an allen Thüren im tiefsten Schlafe, denn die beiden Schwestern mußten über die Gartenmauer steigen, ohne im Hause das mindeste Geräusch zu machen.

Die Fenster auf der Gartenseite hatten keine Läden, und mit Hilfe einer Leiter, welche Diana und Cypriane nicht ohne bedeutende Anstrengung an die Mauer des Hauses lehnten, gelangten sie bald in das Arbeitszimmer des Rechtsgelehrten.

Mit seinem eigenen Feuerzeuge zündeten sie seine Lampe an, und brauchten nicht lange zu suchen, um in dem bezeichneten Orte eine kleine Brieftasche zu finden, welche die Rettung Penhoëls enthielt.

Diana verbarg sie rasch in ihrem Busen und nach einem kurzen Dankgebete zu Gott stiegen die beiden Schwestern wieder auf der Leiter in den Garten hinunter.

Die alte Frau und der alte Hund schliefen fortwährend sanft und ruhig; die kühne That war vollkommen gelungen.

Wie leicht war den beiden Mädchen ums Herz, als sie den Rückweg einschlugen! Wie liebevoll streichelten sie den Hals ihrer kleinen Rosse! Wie glücklich waren sie!

Schon waren sie auf halbem Wege, als Diana plötzlich ihr Pferd anhielt.

„Es fällt mir eben ein,“ sagte sie, „daß sie uns wahrscheinlich auf diesem Wege erwarten.“

„Ich möchte wohl wissen,“ entgegnete Cypriane, die der Sieg übermüthig machte, „welcher von ihnen im Stande wäre, Bijou aufzuhalten!“

„Wenn sie nun bewaffnet sind?“

„Wir reiten sie nieder!“

„Und wenn sie uns beim Port-Corbeau auflauerten?“

„Gut,“ sagte Cypriane, indem sie jetzt ebenfalls ihr Pferd anhielt, „so wollen wir über den Mühlsteg bei Houssaies reiten.“

Der Rath war gut und die beiden Schwestern schlugen die Richtung nach der Mühle von Houssaies ein.

Aber es ergab sich, daß Andere zufällig die nämliche Idee gehabt hatten, denn als sie ans Wasser kamen, fanden sie die Brücke von zwei Männern besetzt, in denen sie Robert von Blois und den Marquis von Pontalès zu erkennen glaubten.

„Ich dächte, wir ritten dreist bei ihnen vorüber,“ sagte Cypriane, die sich durch nichts abschrecken ließ.

„Nein, wir wollen lieber beim Port-Corbeau überzusetzen suchen,“ erwiderte Diana; „es ist dann immer noch Zeit umzukehren und nöthigenfalls auf unseren Pferden durch den Fluß zu schwimmen.“

So ritten sie das Ufer entlang und erreichten bald die Fähre von Port=Corbeau.

Es war noch nicht ganz Mitternacht und der Garten von Penhoël strahlte auf dem Hügel noch immer in seinem vollen Lichtglanze.

Nirgends am Ufer zeigte sich etwas Verdächtiges. Die beiden Schwestern gaben Mignon und Bijou die Freiheit wieder und schätzten sich glücklich, daß sie bei dem Brückenstege von Houssaies den Uebergang nicht versucht hatten, da ihnen hier kein Hinderniß im Wege stand.

„Wir sind am Ziele!“ sagte Cypriane, indem sie nach den Weiden hinunter ging, „und haben noch Zeit, einen Contretanz zu tanzen.“

Diana bog die Zweige zurück. ...

Aber als sie eben zu einer heitern Antwort den Mund öffnete, richteten sich plötzlich drei im hohen Ufergrase verborgene Männer vor ihr auf.

Die beiden Mädchen hatten kaum Zeit, einen Schrei auszustoßen, so sehr beeilte man sich, ihnen den Mund zu verbinden.

XIV.

Zwei Steine.

Der Marquis von Pontalès war ein besonnener Mann, der nicht den mindesten Hang zu abenteuerlichen Unternehmungen besaß. Nur aus unabweislicher Nothwendigkeit hatte er an der nächtlichen Expedition Theil genommen und es war das erste Mal, daß er sich auf diese Art blosstellte. Bisher hatte er sich stets hinter Robert gehalten und zwar gern seinen Beitrag zu den Kosten des Kriegs gegeben, aber nie persönlich mitgekämpft.

Aber die Umstände sind gebieterisch, und der geschickteste Mann muß bei gewissen Unternehmungen zuweilen Alles auf's Spiel setzen, um Alles zu gewinnen.

Sobald man am entgegengesetzten Ufer des Flusses an's Land gestiegen war, wurde Bibandier einstimmig zur Leitung der Operationen erwählt. Es ist keine

Schande, unter den Befehlen eines ruhmbedeckten Generals zu dienen. Pontalès war Marquis, Robert gab sich für einen Edelmann aus, und Bibandier war Nichts als ein entsprungener Galeerensträfling; aber die Geschichte erzählt uns eine Menge Beispiele, daß selbst Prinzen tapferen Glücksrittern das Commando abtraten.

Bibandier zeigte sich sogleich auf der Höhe seiner neuen Stellung. Er dachte vor Allem wieder an den kleinen Kahn, in welchem die beiden Schwestern zuerst den Fluß passirt hatten.

„Wir brauchen das Ding noch," sagte er, indem er den Fluß hinabfuhr, bis er den Kahn, den die Strömung eine gute Strecke fortgeführt, erreicht hatte, worauf er ihn unterhalb der Straße von Redon an einer Weide befestigte.

Dann kehrte er ruhig zu seinen Begleitern zurück, indem er vor sich hin murmelte:

„Der Kahn war auf dem geraden Wege nach dem Strudel der weißen Frau und man braucht ihn nur schwimmen zu lassen..."

„Wir müssen zu einem Entschluß kommen," unterbrach ihn Robert; „sie haben jedenfalls einen bedeutenden Vorsprung, und es wird uns Mühe kosten, sie einzuholen."

„Sie einzuholen?" versetzte der gewesene Uhlane, „dazu bedürfte es anderer Beine als der unsrigen! ...

Sie sollten sie nur auf ihren kleinen Pferden des Nachts über die Haide dahinjagen sehen!“

„Aber was sollen wir thun?“

„Wenn Sie ihm nicht freie Hand lassen,“ sagte Blaise leise zu Robert, der vor Ungeduld den Boden stampfte, „so wird es diese Nacht Nichts.“

„Er soll sich wenigstens erklären.“

„Nun gut,“ erwiderte Bibandier, „so will ich Dir mein Programm vorlegen, Amerikaner.“

Robert erschrak, denn seit drei Jahren hatte er sich nicht so nennen hören, und Bibandier bezeigte ihm seit dieser Zeit stets die größte Ehrerbietung.

Während sich Blaise über die Verlegenheit seines Herrn in's Fäustchen lachte, setzte Bibandier hinzu:

„Der Einschläferer und ich sind also hier die einzigen Vernünftigen.“

Blaise hörte auf zu lachen.

„Der Herr Advokat,“ fuhr Bibandier fort, „der sich unter seinem Strohhute so sicher verborgen glaubte, kann Euch sagen, daß in einem Prozesse der Client seinem Advokaten keine Rathschläge giebt.“

Lehivains Gesicht verlängerte sich bedeutend.

Der Marquis fürchtete schon, daß er ebenfalls erkannt sei.

Aber mochte Bibandier wirklich den Namen seines vierten Begleiters nicht kennen, oder wollte er aus

irgend einer Laune den Marquis schonen, kurz, er sprach fast sogleich weiter:

„Ueber Diesen kann ich nicht urtheilen, da ich nicht das Vergnügen habe, ihn zu kennen... Beruhige Dich, Amerikaner, hier ist mein Operationsplan, wie Bonaparte sagte: Wir müssen warten und uns todt stellen."

„Wenn sie nun aber an einer andern Stelle über den Fluß setzen?" bemerkte Macrocephalus.

„Der Einfall ist nicht schlecht!... An einer andern Stelle heißt so viel als bei der Mühle von Houssaies, denn es giebt weiter keinen Uebergang ... Nun gut, so mögen der Amerikaner und dieser Herr, den zu kennen ich nicht die Ehre habe, ihre Beine in Bewegung setzen und die Brücke von Houssaies besetzen."

„Das ist wahr!" rief Pontalès, der sich freute, einen Vorwand gefunden zu haben, um sich von dem wahrscheinlichen Schauplatze der That zu entfernen. „Herr von Blois, ich bin zu Ihren Diensten."

„Und wenn sie dorthin kommen, so lassen wir sie nicht hinüber?"

„O ja," antwortete Bibandier; „im Gegentheil, Sie treten ganz höflich auf die Seite, aber Sie haben vorher Zeit gehabt, einige Breter der Brücke abzubrechen, und der Fluß ist bei Houssaies breit und tief."

Ohnerachtet der drückenden Schwüle des Abends lief es dem Marquis eiskalt über den Rücken.

Robert nahm seinen Arm und Beide entfernten sich mit großen Schritten.

„Jetzt wollen wir uns auf die Wache stellen,“ sagte Bibandier, indem er seine beiden Genossen nach den Weiden hinunter führte. „Halten Sie Ihr Taschentuch bereit, Herr Blaise, wie ich; Sie, Herr Advokat, nehmen die Stricke, und nun still!“

Alle Drei legten sich in's Gras.

Bei Entwerfung des Planes in Bezug auf die Brücke von Houssaies hatte Bibandier ohne die erstaunliche Schnelligkeit der beiden Pferde gerechnet. Während Pontalès und Robert noch damit beschäftigt waren, das erste Bret abzubrechen, hörten sie schon den Hufschlag Bijou's und Mignons. Sie stellten sogleich ihre Arbeit ein und traten vor die Brücke, ohne zu wissen, was sie thun sollten.

Aber ihr bloßer Anblick bewog die beiden Schwestern, nach der Fähre zu reiten.

Pontalès und Robert verließen jetzt ihren Posten, um ihnen von Weitem nachzugehen.

Als sie bei Port-Corbeau ankamen, fanden sie die Arbeit schon bedeutend vorgerückt. Cypriane und Diana lagen bereits festgebunden und geknebelt in dem kleinen Kahne.

Bibandier hatte schon das Ruder in der Hand.

„Hatten sie die Papiere bei sich?“ fragte ihn Robert hastig.

„Allerdings, allerdings," antwortete Vibandier. „Mit ein paar solchen kleinen Engeln könnte man in Paris sein Glück machen ... sie kriechen durch ein Schlüsselloch!"

„Gieb mir die Papiere!" befahl Robert.

„Ich werde sie nicht verschlingen, mein Guter!" entgegnete Vibandier, indem er ihn ruhig zurückstieß; „aber die Sache muß ihren regelmäßigen Gang haben. Wenn Alles vorüber ist, mache ich meine Rechnung ... bis dahin Geduld!"

„Du sollst mir die Papiere geben!" wiederholte Robert in gebieterischem Tone.

„Wenn Du nicht ruhig bist, mein Junge, so lasse ich Dich sitzen, und Du magst sehen, wie Du allein fertig wirst."

„Lassen Sie ihn," sagte der Marquis Robert in's Ohr; „er will einige Louisd'ors mehr, er soll sie haben."

„Jetzt, meine Herren," hob Vibandier wieder an, „wünschen Sie mir eine glückliche Reise ... ich will absegeln."

„Nicht allein!" rief Robert, der einen unbestimmten Verdacht schöpfte; „Blaise muß Dich wenigstens begleiten."

„Der Kahn trägt nicht vier Personen," warf Vibandier mit der nämlichen Ruhe ein, die er vom Anbeginn des Unternehmens an gezeigt hatte; „meinen

Nächsten will Ich wohl ertränken, aber ein Selbstmord ist wider meine Grundsätze."

Er stieg in den Kahn, wobei er sorgfältig darauf bedacht war, die beiden unglücklichen Mädchen nicht zu treten, und während er vom Ufer abstieß, sagte er:

„Ich will Ihnen noch einen guten Rath geben, meine Herren ... Der Ball oben ist noch nicht zu Ende, und wenn Sie mir folgen, so machen Sie noch ein Tänzchen, denn es ist vorkommenden Falls sehr angenehm, wenn man ein Alibi beweisen kann."

Dieser juristische Ausdruck klang den vier Verbrechern wie eine Drohung und sie gingen schweigend nach der Fähre; aber Bibandier rief sie noch einmal zurück.

„Noch eine Gefälligkeit, wenn ich bitten darf," sagte er zu ihnen; „ich habe vergessen, ein paar Steine mitzunehmen, damit die Kleinen nicht wieder an die Oberfläche des Wassers kommen."

Ein kalter Schweiß trat auf die Stirn des Marquis.

Macrocephalus holte die beiden Steine herbei, aber er war einer Ohnmacht nahe, als er nach der Fähre zurückkehrte.

Bibandier stieß endlich ab und ließ den Kahn ruhig mit der Strömung schwimmen, indem er ein melancholisches Lied sang, wie man sie in den Bagno's von den Galeerensträflingen hört.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und versilberte die über dem Strudel der weißen Frau schwebende Bildsäule.

Einige Minuten lang sahen die vier Zurückgebliebenen den Kahn über das ruhige Wasser gleiten, bis er endlich in der Dunkelheit verschwand.

Ende des zweiten Theils.